

aviso

3|2013



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

GENERALKONSUL **EMANUEL COHET** FREUT SICH ÜBER DIE FREUNDSCHAFT MIT BAYERN // **HÉLÈNE DE BEAUVOIR** GAB IHREN NACHLASS NACH REGENSBURG // VOM **LUCKNER** AUS CHAM ERZÄHLT **BERNHARD SETZWEIN** // **RENATE JUST** WANDERT AUF **JEAN PAULS** PFADEN // **DIETER HANITZSCH** PORTRÄTIERT **OKWUI ENWEZOR** // **NORA GOMRINGER** WARTET MIT RUSSEN AUF SONNE



BIENVENUE



»allenthalben für die Gegenwart und für die Nachwelt zu sorgen«
Klaus Bäuml | Seite 10



Das Beste für München | Andrea Bambi | Seite 16

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

Emanuel Cohet, französischer Generalkonsul in München.

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5

Dieter Hanitzsch porträtiert Okwui Enwezor,
Leiter des Haus der Kunst.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8

DIE MALERIN HÉLÈNE DE BEAUVOIR UND REGENSBURG

Picasso bescheinigte Castors Schwester eigenständige Malerei. Über die Rekonstruktion ihres Werks in der Oberpfalz berichten Ludwig Hammer und Bernhard Lübbers.

COLLOQUIUM BIENVENUE

»ALLENTHALBEN FÜR DIE GEGENWART UND FÜR DIE NACHWELT ZU SORGEN« .. 10

Französischer Sinn für Grüngestaltung prägte die Stadtplanung Münchens. Würde man sich doch heute mehr darauf besinnen! Klaus Bäuml

DAS BESTE FÜR MÜNCHEN 16

waren die französischen Impressionisten, die Hugo von Tschudi nach München brachte. Andrea Bambi

NIKOLAUS GRAF VON LUCKNER, DER »MARSCHALL VON FRANKREICH« 20

Damals starb er auf der Guillotine, heute spuckt
»Le Père Luckner« drauf, vom Chamer Brunnen aus.
Bernhard Setzwein

L' ÂME AUX DEUX PATRIES 26

Über Franzosen in Schwabing, Münchener in Paris
parliert Dirk Heißerer.

ENTRE AMIS: FRANKREICH ALS WISSENSCHAFTS- UND FORSCHUNGS- PARTNERLAND 32

Von Ordinateuren, Clustern und Robotern, von Monsieur
und Madame France in Bayern. Axel Honsdorf

AVISO EINKEHR 36

IM VORHOF DES HIMMELS

liegt die Schlosstaverne in Offenberg. Richard Loibl

WERKSTATT 38

LITTERAE LOQUACES

Volker Rieble über normsetzende Normen in einem
nervigen Nachfolgestreit.

RESULTATE 44

»...ÜBER DER SCHLAFSTÄTTE DER RUHENDEN RIESEN SPIELET EIN GAUKELNDER NACHTSCHMETTERLING«

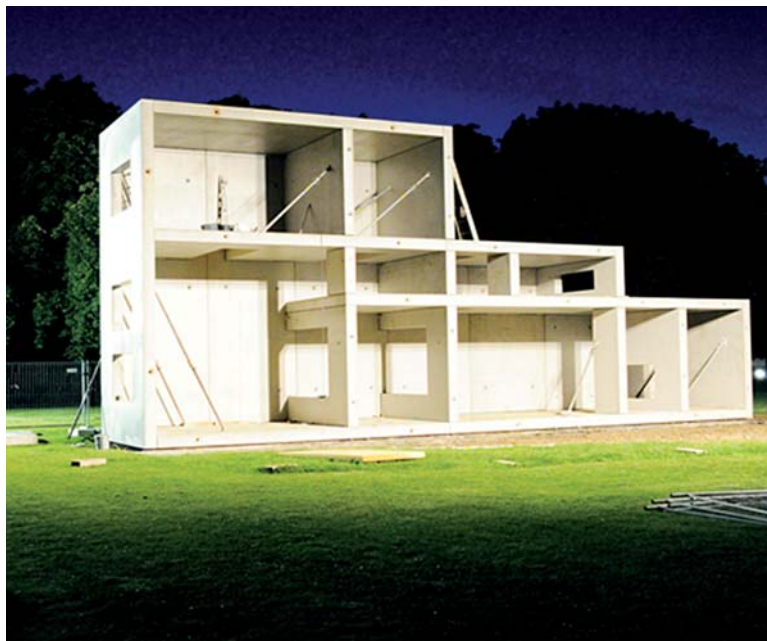
Den Jean Paul Weg erwanderte Renate Just.

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE.....51



Nikolaus Graf von Luckner | Bernhard Setzwein | Seite 20



Franzosen in Schwabing, Münchener in Paris | Dirk Heißerer | Seite 26



Dr. Wolfgang Heubisch,
Bayerischer Staatsminister
für Wissenschaft,
Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Was wäre der bayerische Zungenschlag ohne Portemonnaie, ohne Trottoir, ohne Bagasch und Visasch, was wäre der Freistaat ohne den Savoyarden Montgelas, was der Odeonsplatz ohne die Theatinerkirche der Kurfürstin Adelaide, was wäre Erlangen ohne den Fleiß der Hugenotten und was wäre Cham ohne Luckner. Frankreich und Bayern sind vielfach geschichtlich verbunden und kulturell geradezu innig »verbandelt.« Nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte die französische Regierung eine besondere Vorliebe für Bayern. Zwar stand nur der Kreis Lindau unter französischer Besatzung, doch entstanden, begünstigt auch durch die Aufgeschlossenheit des Kultusministers Hundhammer, bald zahlreiche kulturelle Verflechtungen: An den humanistischen Gymnasien wurde der Französisch-Unterricht gefördert, eine große Anzahl französischer Künstler besuchten Bayern, bereits 1949 wurde das Französische Kulturinstitut in München eröffnet. Legendär ist bis heute die auf Deutsch gehaltene Rede von General de Gaulles in München während seiner Reise durch Deutschland 1962. Im 50. Jahr des Élysée-Vertrags zeugen von der guten französisch-bayerischen Freundschaft um die 400 Partnerschaften zwischen französischen und bayerischen Städten und Gemeinden. Frankreich ist heiß begehrt Partner im Schüleraustausch; besonders intensiv sind die Beziehungen auf Hochschulebene, die vom Bayerisch-Französischen Hochschulzentrum koordiniert werden. Der Freistaat Bayern kooperiert im Sinne eines »Europa der Regionen« mit den französischen Regionen Languedoc-Rousillon, Midi-Pyrénées und Provence-Alpes-Côte d'Azur und dem Limousin. Die amitié cordiale zwischen Marianne und Bavaria hat viele Facetten.

Dr. Wolfgang Heubisch

WORAUF ICH MICH FREUE

EMANUEL COHET



WAS MICH BESONDERS ERFREUT: die Freundschaft und die ganz besondere kulturelle Affinität zwischen Frankreich und Bayern. Wie Staatspräsident Charles de Gaulle in seiner Rede vom 8. September 1962 auf dem Odeonsplatz in München vor einer jubelnden Menge bemerkte: »Wie auch immer in der Vergangenheit die Streitigkeiten zwischen Franzosen und Deutschen waren, so weiß doch jeder, dass stets und trotz allem zwischen Bayern und meinem Land ein gegenseitiges Verhältnis und eine besondere Sympathie bestanden hat.«

In der Tat: Frankreich und Bayern teilen eine lange gemeinsame Geschichte, die auf 1000 Jahre wechselhafte Beziehungen zurückblickt. Einige Etappen können erwähnt werden. Zum Beispiel die Mönche Emmeram und Corbinian, die an der Christianisierung von Bayern teilgenommen haben und die aus Gallien stammten. Jeder weiß, dass sich Frankreich und Bayern mal näher, mal ferner gegenüber standen. Ihre gemeinsame politische Geschichte geht auf das 14. Jahrhundert zurück, als Isabeau von Bayern Karl VI. von Frankreich im Jahre 1385 heiratete und Anne de Bourbon Ludwig VII. von Bayern. Die Gewohnheit, einen französischen Vertreter in Bayern zu haben, geht auf das 17. Jahrhundert zurück, in die Zeit dieses bayerischen Herrschers. Zahlreiche Hugenotten wanderten nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Franken aus.

Die Napoleonszeit hat die Geschichte Bayerns gekennzeichnet, durch die Bildung seines modernen Staates, die Umrisse seiner Grenzen. Die bayerischen Verwaltungsstrukturen sind dem Grafen Montgelas zu verdanken, dem damaligen Minister von Maximilian I., König von Bayern, und dessen Familie, die von französischer Herkunft war. Die bayerische Sprache enthält heute noch manche Spuren des französischen Einflusses. In der bayerischen Erbschaft gibt es viele Erinne-

rungen an diese gemeinsame Geschichte. Spuren von Schlachten und gemeinsamen Kämpfen (wie in Traunstein, wo sich ein Obelisk befindet, zur Erinnerung an die bayerischen Soldaten, die an Napoleons Russland-Feldzug im Jahre 1813, vor 200 Jahren, teilnahmen), das Schloss von Ludwig II. von Bayern, inspiriert vom Palast des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Ein Münchner Stadtteil, Haidhausen, wird mit seinen so charakteristischen Straßennamen mittlerweile das »französische Viertel« genannt.

ES IST DIESER VERGANGENHEIT zu verdanken, dass die französisch-bayerischen Verhältnisse noch heute besonders reich und verschieden sind, genährt von den starken politischen und ökonomischen Beziehungen, aber auch von den besonders dichten Beziehungen zwischen den Staatsbürgern (mehr als 400 Städtepartnerschaften) und den Hochschulen (370 Partnerschaften und 40 integrierte Studiengänge). Seit September 2012 und bis in den Monat Juli feiern wir den 50. Jahrestag des Elysée-Vertrags, ein Symbol der Freundschaft und der deutsch-französischen Zusammenarbeit.

Dieses Jubiläumsjahr erlaubt uns auch den wertvollen Charakter unserer gemeinsamen Beziehung zu unterstreichen, die mehr denn je wichtig ist, um den Herausforderungen Europas und der Welt entgegenzutreten. In dieser Hinsicht bin ich zuversichtlich, dass unsere Bindungen weiterhin unser Erbe und unsere menschlichen Geschichten tief prägen werden. Dies ist das Schöne und Einzigartige an der Beziehung zwischen zwei Völkern, den Franzosen und den Deutschen, den Franzosen und den Bayern, deren Wurzeln in der Vergangenheit verankert sind und die heute der Zukunft gewidmet ist.

Emanuel Cohet
ist französischer Generalkonsul in Bayern.

Diebstahlmischer

**AUS MEINEM SKIZZENBUCH
OKWUI ENWEZOR**

DIREKTOR DES MÜNCHENER HAUS DER KUNST



STRETCH YOUR VIEW !

AUSSTELLUNG

PARIS INTENSE DIE NABIS – VON BONNARD BIS VALLOTTON

Neue Pinakothek
München

04.07.2013-30.09.2013



»Paris Intense« lautet der Titel, den Félix Vallotton seiner 1893/94 entstandenen Grafik-Serie gab. Die Bilder demaskieren die Metropole der Belle Époque und zeigt eine verdichtete Realität jenseits von manierierter Eleganz. Vallotton gehörte der Künstlergruppe der Nabis – hebräisch für Propheten oder Erleuchtete, deren ungewöhnliche Formensprache Plakaten, Zeitschriften, Interieurs oder Theaterdekorationen ein modernes Gesicht verlieh: Kunst und Leben sollten sich gegenseitig durchdringen. Meisterwerke der Gruppe wie Vuillards »Szene im Café« oder Bonnard's »Braunkohlengrube« sind dem Besucher der Neuen Pinakothek bereits vertraut; die Ausstellung zeigt nun alle in der Sammlung des Hauses vertretenen Künstler zum ersten Mal vereint und wirft ein neues Licht auf die ungewöhnliche Gruppe und ihre Intentionen.

AUSSTELLUNG

KARL AMADEUS HARTMANN UND CARL ORFF

Orff-Zentrum München
München

01.08.2013-27.09.2013

Freundschaftlich-kollegial verbunden waren die Komponisten Karl Amadeus Hartmann und Carl Orff. Die Karl-Amadeus-Hartmann-Gesellschaft zeigt ihren Austausch mit Briefen und Fotos; dazu eine Auswahl von Plakaten und Bühnenbildentwürfen von Helmut Jürgens zu Werken der Komponisten. Der vor 50 Jahren verstorbene Bühnenbildner entwarf für die Abende der Musica Viva zahlreiche Plakate als künstlerisches Pendant der von Hartmann gestalteten und ab 1950 gelegentlich mit Orff erörterten Programme.

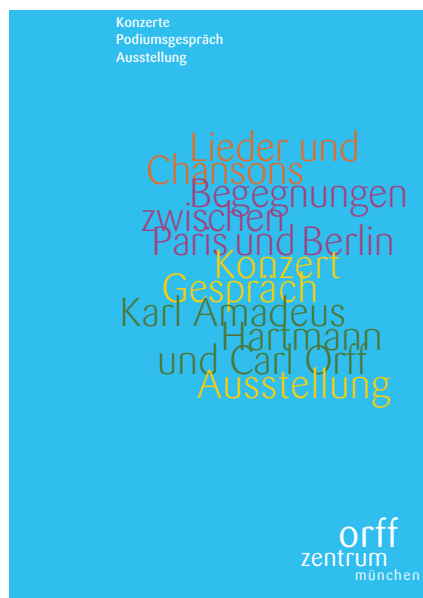
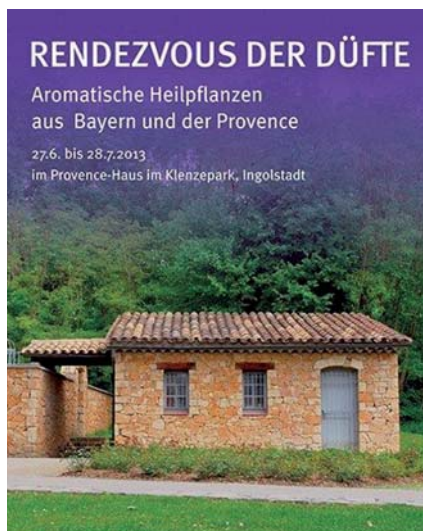
AUSSTELLUNG

RENDEVOUS DER DÜFTE – AROMATISCHE HEILPFLANZEN AUS BAYERN UND DER PROVENCE

Provence-Haus Klenzepark
Ingolstadt

27.06.2013-28.07.2013

Pflanzen der Provence begegnen bayerischer Flora. Sinnlich zu erleben sind zwölf Pflanzen wie Lavendel und Hopfen, Rosmarin und Wacholder, Thymian und Quendel, deren Düfte und heilende Wirkungen seit Jahrhunderten geschätzt werden. Über ihre Geschichte und medizinische Anwendung hinaus wird auch die landschaftliche Bedeutung der Pflanzen für die Städte Ingolstadt und Grasse vorgestellt, deren Partnerschaft nun seit 50 Jahren »blüht«. Das Provence-Haus war der Beitrag der Stadt Grasse zur Landesgartenschau 1992; seitdem lädt sein »Jardin secret« (verschwiegener Garten) zum Verweilen und Träumen ein.



KLANGKUNST UND IMPROVISATION

SIGNALRAUM // BEGEGNUNGEN

München

12./17./19./26.07.2013-26.07.2013

Begegnungen von Bild und Ton, Komposition und Improvisation, Elektronik und Naturklängen, verbunden durch die Lust zu Erzählen. Das Improvisations-Trio Einfach Drei eröffnet am 12. Juli mit ihrem Echtzeit-Kompositions-Abend »Improjektionen«, gefolgt von Kostas Theodorou »Lost_Anthropology« einer musikalischen Reise zu den Ursprüngen am 17. Juli. Das Duo ClubBleu beschäftigt sich am 29. Juli in »DARK ENERGY« mit Endzeit- und Zukunftstypen verschiedener Graphic Novels. Kathy Hinde, Matthew Olden und Kostas Theodorou sind am 26. Juli mit »Birds, Insects and Sound Machines« zu Gast.

AUSSTELLUNG

TEE-WEGE – HISTORIE, KULTUR, GENUSS

Knauf-Museum
Iphofen

30.06.2013-03.11.2013

Einst eine Kostbarkeit, die nur Kaisern und Mönchen gereicht wurde, ist Tee heute ein alltägliches Getränk. Während die Kaiser Chinas den Tee als »Schaum von flüssiger Jade« priesen, wurde er in Europa zum Getränk der Schöngelüste erkoren. Die Londoner Zeitung »Spectator« bemerkte im Jahr 1711 spöttisch, der Tee habe »weder die Arroganz des Weines noch das Selbstbewusstsein des Kaffees noch die affektierte Unschuld des Kakaos«. Die Kulturgeschichte des Tees veranschaulichen Exponate aus zahlreichen namhaften deutschen Museen, u. a. aus dem Staatlichen Völkerkundemuseum München, dem Deutschen Historischen Museum Berlin und der Staatlichen Kunstsammlung Dresden.



APP

WELTERBE DIGITAL 1 LIMES MITTELFRANKEN MOBIL

Kostenloser Download

über iTunes und Google Play Store

Markant unsichtbar ist der bayerische Abschnitt des Limes. Verborgen unter Äckern und Wäldern liegen die Reste dieses mächtigen Grenzwalls oder sind überbaut von mittelalterlichen Städten. Auf den Spuren der Römer zu wandeln ist jetzt ganz leicht: Das Smartphone meldet sich automatisch, sobald sich der Besucher einer Sehenswürdigkeit der Römerzeit nähert, und bietet Film-, Audiodateien oder Bild- und Textdateien an. Die beiden Freundinnen Matricula und Claudia begleiten zu einem Bad in die Römischen Thermen von Weißenburg; zu hören ist der spannende Bericht des Obermedizinalrats und Limesforschers Heinrich Eidam von den Ausgrabungen in Gunzenhausen.

APP

WELTERBE DIGITAL 2 LIMESEUM

Kostenloser Download

über iTunes und Google Play Store



Der Reitersoldat December, inschriftlich nachgewiesen in Ruffenhofen, begleitet den Besucher durch den dortigen Römerpark: Smartphone-Nutzer können so den Alltag des Soldaten über Audio-, Text- und Videosequenzen mit Augmented-Reality-Funktionen in der Römerparkfläche erleben. Neben dem LIMESEUM werden

Freigelände und museale Inhalte verknüpft. December tritt als Ich-Erzähler in kleinen Filmsequenzen auf. Vor den heutigen Strukturen lassen 360°-Panoramen die einstigen Bauten auferstehen und zeigen Fundstücke im ursprünglichen Zusammenhang.



AUSSTELLUNG

HANNES KILIAN – FOTOGRAFIE

Museum Wörlen

Passau

29.06.2013-15.09.2013

Hannes Kilians schonungslose Fotografien prägen bis heute unsere Vorstellung der Wirtschaftswunderjahre. Seinen unverkennbaren Stil entwickelte er im Paris von 1937. Während des Zweiten Weltkriegs dokumentierte er heimlich das zerbombte Stuttgart. Nach 1945 avancierte er mit seinen Aufnahmen des geteilten Berlin zum gefragten Fotografen der wichtigsten Politmagazine. Seine Reiselust führte den Fotografen u. a. auch hinter den damaligen Eisernen Vorhang und in den Nahen Osten. Mit ambitionierten Theateraufnahmen verfolgte er die Arbeit des Stuttgarter Balletts. Fast 100 Vintage-Prints geben einen umfassenden Einblick in die vielfältige Arbeit des Fotokünstlers.

APP

BAYERN IN HISTORISCHEN KARTEN

Kostenloser Download

über iTunes und Google Play Store

Eine faszinierende Entdeckungsreise durch die Topographie und Geschichte Bayerns auf historischen Karten präsentiert die Bayerische Staatsbibliothek: fünf bedeutende Kartenwerke mit mehr als 260 Kartenblättern vom 6. bis 19. Jahrhundert, vollständig georeferenziert und hochaufgelöst. Die Karten illustrieren das Fortschreiten des Landesausbaus und die wachsende Genauigkeit der Landesvermessung. Sie lassen sich im Detail betrachten und interaktiv erkunden: Der Nutzer findet seine Position direkt in der Karte als historischer Google Map, darum herum Points-of-Interest, Informationen, Ortsdaten und Bildmaterial zu Gemeinden, Klöstern, Burgen, Schlössern und Kunstdenkmälern.

AUSSTELLUNG

KÜNSTLER SEHEN BAYERN BAYERN LÄSST STAUNEN

Museum Georg Schäfer

Schweinfurt

noch bis 20.10.2013

»Wir haben die herrlichsten Gegenden«, so pries Lorenz von Westenrieder zur Zeit der Aufklärung. Ganze Generationen von Landschaftsmalern zogen ihre Impulse aus der bayerischen Landschaft. Eine malerische Reise durch gemalte Seen- und Bergwelt Bayerns, durch Städte und Dörfer, die mit über 120 Bildwerken aus dem Museumsbestand schöpft. An der Akademie der Bildenden Künste hörte die Landschaftsmalerei als Lehrfach übrigens seit 1826 auf zu existieren.



AUSSTELLUNG

WHEN NOW IS MINIMAL DIE UNBEKANNTE SEITE DER SAMMLUNG GOETZ

Neues Museum

Nürnberg

19.07.2013-20.10.2013

Neben Künstlern, die den minimalistischen Kunstdiskurs seit den 1960er Jahren maßgeblich mitbestimmt haben, präsentiert die Ausstellung auch jüngere Positionen, die in oft lässiger, freier, spielerischer und nicht zuletzt weitaus unorthodoxer Weise die Ideen ihrer Vorgänger aufgreift, variiert und daraus eine eigene künstlerische Handschrift entwickelt haben. Die Auswahl der Werke konzentriert sich auf zumeist noch nie zuvor gezeigte Arbeiten aus dem Bestand der Sammlung Goetz, etwa von Martin Boyce, Alan Charlton, Dominique Gonzalez-Foerster, Wade Guyton, Peter Halley, Imi Knoebel, Anthony McCall, Blinky Palermo, Ai Weiwei, Gerwald Rockenschau, der die Ausstellungsarchitektur und ein Farbkonzept entwickelt hat, u. v. m.



DIE MALERIN HÉLÈNE DE BEAUVOIR UND REGENSBURG

EIN VERSCHLUNGENES KAPITEL DEUTSCH-FRANZÖSISCHER FREUNDSCHAFT

Text: Ludwig Hammer und Bernhard Lübbers

HÉLÈNE DE BEAUVOIR in Regensburg? Was hat die große Zeichnerin und Malerin, Schwester von Jean-Paul Sartres Lebenspartnerin Simone de Beauvoir, mit der ehemaligen Reichsstadt zu tun? Wie kommen die Bilder, ihr künstlerischer und persönlicher Nachlass in das Welterbe an der Donau?

»POUPETTE« UND »CASTOR«

Am 9. Juni 1910 wurde in Paris Hélène de Beauvoir geboren. Sie war die jüngere Schwester der Schriftstellerin Simone de Beauvoir. Henriette Hélène Marie – wie der volle Name der späteren Künstlerin lautete – hatte bald den Kosenamen »Poupette« weg, den sie lebenslang nicht mehr loswerden sollte, obwohl sie ihn später ebenso verabscheute wie den Namen »Castor« für ihre Schwester Simone de Beauvoir. Die beiden hübschen Mädchen waren hochbegabt und charakterstark. Schon beim Eintritt in die Volksschule etwa konnte Hélène lesen und schreiben, ihre Schwester Simone hatte es ihr beigebracht, die in ihren Memoiren darüber später schreiben wird: »Ich selber lernte so gern, dass ich auch das Lehren wundervoll fand. Meine Schwester war mir die Liebste ...« Diese enge Verbundenheit und Nähe der beiden Schwestern wird lebenslang anhalten, bis auf eine kleine unberechtigte Krise, die sich in Briefen manifestierte, in der Zeit als Sartre mit Hélène nächtelange Spaziergänge durch Paris machte, während Simone allein fern ihrer Heimatstadt unterrichtete. Bereits als junge Mädchen waren beide fest entschlossen, dass Simone ihren Lebensunterhalt mit Schreiben verdienen, und Hélène sich ganz der Malerei widmen wollte. »Wenn über die Böschungen der Seine das Dunkel herabgesunken war, sprachen wir atemlos zueinander von unserer triumphalen Zukunft: Meinen Büchern, ihren Bildern, unseren Reisen, der Welt...«, ist in Simonés Memoiren zu lesen.

VON 1927 BIS 1930 STUDIERT Hélène an den renommierten Kunstschulen Rue de Fleurs und an den Akademien »Grande Chaumière« – wo auch Gabriele Münter ab 1906 studiert hatte – sowie der Akademie Colarossi und Académie Scandinave. Fast jeden Tag besuchte sie in dieser Zeit den Louvre. Mitte der 1930er Jahre trat Hélène mit ihren Bildern erstmals an die Öffentlichkeit. Ihre erste Einzelausstellung eröffnete de Beauvoir im Januar 1936 in der Galerie Bonjean. Bei der Eröffnung waren unter anderem Sartre, der die Freundschaft zu Hélène sein Leben lang aufrecht erhielt, Simone und auch Pablo Picasso anwesend. Von letzterem ist ein Urteil über ihr damaliges künstlerisches Werk überliefert: »Ihre Malerei gefällt mir. Sie ist sehr eigenständig.« Die Bilder dieser Ausstellung wurden ihr übrigens nach der Ausstellung aus ihrem Atelier gestohlen und sind seither verschollen. Es kann daher als eine kleine Sensation gelten, dass es dem Galeristen Hammer Mitte 2012 gelang, aus dieser Zeit ein erstaunlich großes Oeuvre meisterhafter Illustrationen zu Büchern von Colette, Wilde, Giraudoux u. a. wiederzuentdecken.

1940 plante Hélène, für einen Monat nach Portugal zu fahren, doch der Zweite Weltkrieg durchkreuzte ihre Pläne. Bis 1945 musste sie in Portugal bleiben und das Kriegsende abwarten. 1942 heiratete sie dort ih-



oben Hélène de Beauvoir inmitten ihrer Bilder im Atelier.



oben Hélène und Simone de Beauvoir in Kindertagen.

ren Freund Lionel de Roulet, einen Schüler Sartres. Die Ehe sollte kinderlos bleiben. Lionel trat später in den diplomatischen Dienst Frankreichs ein, was für das Paar mehrere Ortswechsel nach sich zog. So wohnten sie ab 1945 in Wien, ab 1947 in

Belgrad, in Marocco und ab 1950 in Mailand; in letztgenannter Stadt wurde Lionel de Roulet schließlich Leiter des französischen Kulturzentrums. Später war er am Europaparlament in Strassburg tätig. 1963 kauften Hélène und Lionel ein ehemaliges Winzerhaus in Goxwiller im Elsass, wo das kinderlose Paar bis zu seinem Tod lebte und das nun eine Gedenkstätte für die Malerin wird.

DIE MALERIN HÉLÈNE DE BEAUVOIR

Für Hélène war es nicht leicht, die Zweitgeborene zu sein; hinzu kam, dass, insbesondere, nachdem Simone eine berühmte Schriftstellerin geworden war, Hélène buchstäblich hinter der Bekanntheit ihrer Schwester zu verschwinden schien. Dabei hatte Hélène seit 1945 mehrere vielbeachtete Ausstellungen in Galerien der ganzen Welt. Ihre Schwester aber verkaufte im Jahr Tausende von Büchern. Keine leichte Situation also. Hélène machte sich allerdings nicht viel aus Ruhm und Geld, sie war nur ihrem Werk verpflichtet. In einem Filminterview äußerte sie sich hierzu: »Manche Maler suchen, obwohl sie bereits reich sind, nur nach noch mehr Ruhm und Geld und machen daher immer das selbe. Ich kann immer noch etwas Neuem suchen ... das ist sehr wichtig für einen Künstler.« Täglich verbrachte sie alle verfügbare Zeit an der Staffelei im Atelier und hinterließ ein gewaltiges Werk von über 6.000 Ölbildern.

HÉLÈNE DE BEAUVOIR wird durchweg von allen Zeitgenossen als äußerst liebenswürdig und bescheiden beschrieben; sie strahlte viel Wärme und Anteilnahme aus. Jeder, der das Glück hatte, sie kennenlernen zu dürfen, war von ihrer herzlichen Art und dem distinktierten Auftreten nachhaltig beeindruckt. Die leidenschaftliche Künstlerin war sanft und zugleich stark, bestimmt, doch nie unhöflich, Realistin und Idealistin gleichermaßen. Menschen, Tiere und Pflanzen, die ganze Schöpfung liebte sie innig, stellte sich jedoch auch den dunklen Seiten des Lebens. Ihre Trauer, ihr Zorn, aber auch ihre Freuden spiegeln sich in vielen Bildern wider. Ihre Schwester Simone schreibt in »Die Geschichte von Hélènes Malerei«: »Gleichwohl malt sie fröhliche Bilder und selbst in den Dunkelsten gibt es immer noch einen kleinen Lichtblick: einen Flecken blauer Himmel oder eine Blume als Zeichen der Hoffnung.«

DIE BEGEGNUNG MIT LUDWIG HAMMER

Doch was hat Hélène de Beauvoir nun mit Regensburg zu tun? Wie kommen die Bilder, ihr künstlerischer und persönlicher Nachlass in die Welterbestadt an der Donau?

Auf der Rückreise von Japan nach Russland, wo er 1970 die Transsibirische Eisenbahn nach Deutschland besteigen wollte, lernte der spätere Regensburger Galerist Ludwig Hammer Hélène de Beauvoir kennen, die in Tokio ausgestellt und sich wie dieser für die Zen-Künste interessiert hatte. Aus dieser scheinbar flüchtigen Reisebekanntschaft entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft, die in ihrem Wunsch: »Après ma mort, j'aimerais qu'on garde le souvenir de ma peinture. C'est ce que j'ai fait de plus important dans ma vie.« gipfelte.

WÄHREND ER EINEN Teil ihres malerischen Werks weiterhin in seiner Galerie hütet, entschloss sich Ludwig Hammer, einen Großteil der schriftlichen und grafischen Hinterlassenschaft Hélène de Beauvoirs nach und nach an die Staatliche Bibliothek Regensburg zu übergeben. Ein erstes Konvolut, bestehend aus Briefen und Grafiken, überließ Lud-



oben Hélène und ihr Ehemann, Lionel de Roulet.



oben Ludwig Hammer und Hélène de Beauvoir.

wig Hammer im Januar 2013 der Staatlichen Bibliothek zur Aufbewahrung. Ferner entsteht derzeit ein von Hammer initiiertes Buch, das Leben und Werk der französischen Künstlerin erstmals in deutscher Sprache umfassend dokumentieren soll. Die im Hirmer Verlag in München erscheinende umfangreiche Monographie soll 2014 der Öffentlichkeit vorgestellt werden und dabei helfen, Hélène de Beauvoir ihren gebührenden Platz innerhalb der Kunstgeschichte einzuräumen und sie einem deutschsprachigen Publikum näherzubringen.

So verschlungen die Wege waren, die dazu führten, dass die schriftliche und künstlerische Hinterlassenschaft Hélène de Beauvoirs nach Regensburg kam: Die Welterbestadt an der Donau wird damit auch ein kleines Stück französischer Kunst- und Kulturgeschichte bewahren.

Ludwig Hammer ist Galerist in Regensburg. Die Galerie Hammer befindet sich in der Unteren Bachgasse 6 in Regensburg. www.hammergalerie.de. **Dr. Bernhard Lübbers** leitet die Staatliche Bibliothek Regensburg.

Der Förderkreis Hélène de Beauvoir e. V. setzt sich für die Vermittlung des Werk der Künstlerin ein, u. a. für ein Werkverzeichnis und die wissenschaftliche Aufarbeitung der Malerei Hélène de Beauvoirs. <http://www.beauvoir.eu/index.php>

»allenthalben für die Gegenwart und für die Nachwelt zu sorgen«

Stadtplanung in München als bayerisch-französischer Kulturaustausch zwischen König Max II., seinem Berater Vicomte Henri de Vaublanc und Bürgermeister Jakob von Bauer

Text: Klaus Bäumler



oben Die Thalkirchner Überfälle mit dem Flauchersteg 1885. Kolorierte Bleistiftzeichnung von F. Leinecker.

1853 BEGINNT IN Paris unter Kaiser Napoleon III. die Ära von Baron Haussmann. Erstmals wird die Stadt in ihrer Gesamtheit wahrgenommen. Das ist die Besonderheit des französischen Städtebaus dieser Epoche, der sich nicht auf die Architektur beschränkt, sondern auch die Einrichtungen der kommunalen Infrastruktur – Verkehrsplanung, Grünplanung und Stadthygiene – umfasst.

Zum 200. Geburtstag von König Max II. im Jahr 2011 wurden seine bleibenden Verdienste für Kultur, Kunst und Wissenschaft in einem Symposium gewürdigt, veranstaltet von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie Wissenschaften und der Stiftung Maximilianum. Bis heute steht Max II. zu Unrecht im Schatten seines Vaters Ludwig I., der mit seinen »Bildungs-Schlössern«

München zum Isar-Athen umgestaltet hat. Die spektakulären »Traum-Schlösser« von König Ludwig II. verstellen den Blick auf die Aufgeschlossenheit seines Vaters Max II. in sozialen Fragen und auf die von ihm initiierte Förderung von Technik, Industrie und Gewerbe. Max II. holte zahlreiche Experten auf vielen Wissensgebieten, die sog. »Nordlichter«, nach München und förderte so den Kultur-, Kunst- und Wissenschafts-Standort München. Das Wirken seiner Berater und Gesprächspartner ist vielfach untersucht. Dies gilt auch für die Kunst- und Architekturgeschichte der Ära Max II., deren Münchner Bau-Projekte unter vielen Aspekten erforscht sind. Die »Erfindung eines neuen Baustils«, die Bau- und Planungsgeschichte des Maximilianeums und der Maximilianstraße sind im allgemeinen Kultur-Bewusstsein fest verankert.

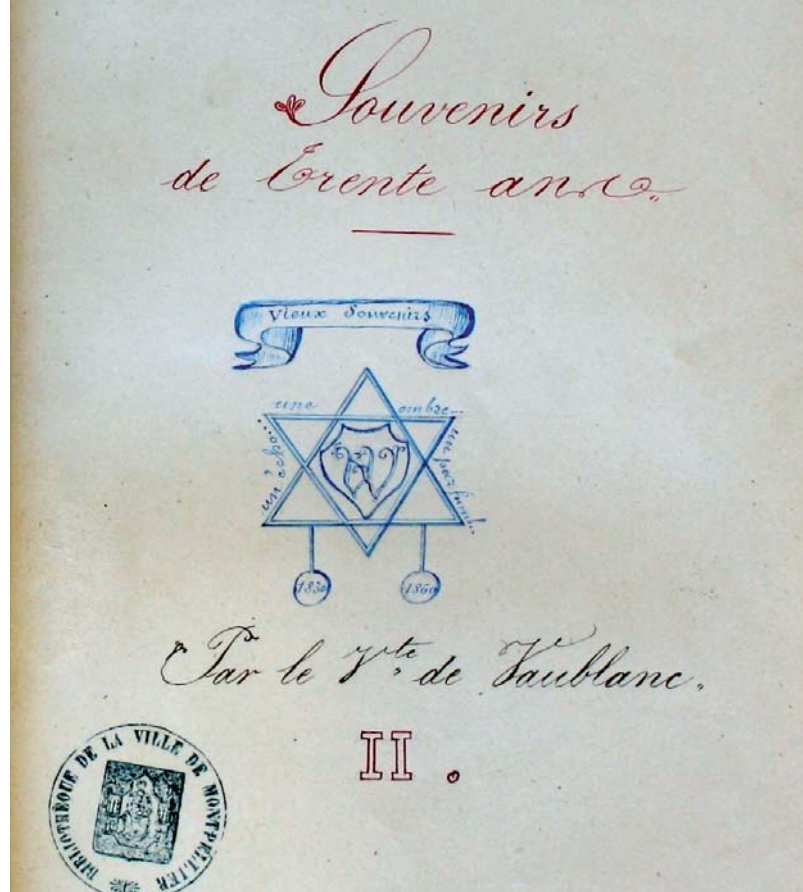
»MÜNCHEN FINDET SICH GANZ BESONDERS ZUM FLUSS HINGEZOGEN«

Mit dem Bau der Maximilianstraße führt Max II. zwar die Tradition der königlichen Prachtstraßen in München fort, setzt aber damit einen völlig neuen, eigenständigen Akzent. Mit dem Brückenschlag über die Isar in Verbindung mit den Grünanlagen um das Maximilianeum als »Athenäum«, dem parkartigen Grün von Prater- und Schwindinsel und der lebendig-rauschenden Isar schuf er die bis heute Image prägende Vedute der Stadt München als Isar-Metropole.



oben Denkmal für König Maximilian II in der Maximilianstraße, um 1880, Lichtdruck.

Die Idee, die Stadt zur Isar und ihren Ufern sowie zum Naturraum nach Osten zu öffnen, findet sich bereits 1832 im Notizbuch des 21-jährigen Kronprinzen. Dort hält er seine Vision für München fest: »Auf der Isarhöhe bei München einen großen Nationalbau, einen Park, vielleicht auch einen



oben Souvenirs de trente ans. Titelseite Band 2 der Autobiografie Vaublancs in der Bibliothek seiner Geburtsstadt Montpellier.

herrlichen neuen Stadtteil mit ganz großartigen Kais anzulegen; die herrlichen Fichtenwälder dahinter möglichst zu erhalten suchen und zu veranlassen, daß neue gepflanzt werden; allenthalben für die Gegenwart und für die Nachwelt zu sorgen.«

DIE LIEBE ZUR NATUR und zum Grün in der Stadt ist wesentliches Element seiner Planungen zur Verschönerung der Stadt München. Die Idee der »Stadtplanung in die Natur« wird von ihm konsequent verfolgt. 1839 fährt er aus dem Oberland mit einem Isar-Floß nach München. Ebenfalls im Jahr 1839 konkretisiert er sein persönliches städtebauliches Programm für München in zwölf Punkten. Unter dem programmatischen Ansatz »München findet sich ganz besonders zum Fluss hingezogen« entwickelt er die Idee der Öffnung der Stadt zur Isar in der Achse des Max-Joseph-Platzes. Die Verschönerung der Residenzstadt mit Alleen, Boulevards und Grünanlagen will Max II. durchsetzen, als er im Jahr 1848 die Nachfolge seines Vaters antritt. Dabei richtet er seinen Blick auf die ganze Stadt und versucht erstmals im 19. Jahrhundert eine Art Stadtentwicklungsplan für die Gesamtstadt aufzustellen, durch den die Grenzen der Stadterweiterung festgelegt werden sollen.

»EINEN ORT ERHABENER UNTERHALTUNG FÜR DIE BAYERN ZU MACHEN«

Wer aber hat König Max II. in Fragen der Architektur, des Städtebaus und der Stadtverschönerung beraten? Wer war der Mentor des jungen Kronprinzen auf seinen Reisen in



oben Vicomte Henry de Vaublanc vor 1874.

die Hauptstädte Europas und sensibilisierte ihn für Fragen der Stadtgestalt und der Stadtplanung? Wer hat ihn beraten und konkrete Vorschläge unterbreitet, als es um die Verschönerung Münchens ging?

DER SCHLÜSSEL ZUR Antwort findet sich in Dokumenten der Kabinettsakten von König Max II. im Geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher unter der Bezeichnung »Auf München bezügliche Verschönerungs- und Verbesserungsprojecte«. Im Auftrag von König Max II. erarbeitete um 1851/52 der königliche Kämmerer Vicomte Henri de Vaublanc »Vorschläge zur Verschönerung Münchens« mit dem Ziel, »die für unsere Civilisations-Epoche erforderlichen Verschönerungen in der Hauptstadt einzuführen«, um auch München »zu einem Anziehungspunkt für Fremde und einen Ort erhabener Unterhaltung für die Bayern zu machen«.

Die Verbesserungsvorschläge im Gutachten Vaublancs umfassen ein weites Spektrum und zeigen ein anschauliches Bild der Lebensverhältnisse in München in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus der kritischen Sicht eines weitgereisten und umfassend gebildeten Franzosen. »Verschönerungen« im Sinne der Verbesserung der urbanen Infrastruktur waren um 1850 in der königlichen Haupt- und Residenzstadt dringend notwendig. München hatte ein explosives Wachstum zu bewältigen. Mit dieser dynamischen Entwicklung, verbunden mit dem Stadtumbau zum »Isar-Athen« durch Ludwig I., hatte die kommunale Infrastruktur nicht Schritt halten können. Es herrschten hygienische Verhältnisse wie

im Mittelalter. Es gab keine funktionierende Kanalisation; die Wasserversorgung war katastrophal; etwa 800 Schlachttstätten befanden sich mitten in der Stadt.

»DIE FÜR UNSERE CIVILISATIONS-EPOCHE ERFORDERLICHEN VERSCHÖNERUNGEN«

Mit seinen Vorschlägen will Henri de Vaublanc erreichen, dass die Stadt für Besucher attraktiver wird, aber auch die Münchener selbst sollen profitieren. Es geht ihm darum, »Urbanität und Geselligkeit« zu fördern. Im Gutachten Vaublancs spiegeln sich die zeitgenössischen Ideen des Stadtumbaus, die Baron Haussmann in Paris ab 1853 realisiert hat und über die Vaublanc durch seine intensiven Beziehungen zur französischen Architektenschaft bestens informiert war. Von besonderer Bedeutung sind seine städtebaulichen Vorstellungen unter den Stichworten »Boulevard, Isar, Quais, Anlagen und Wasenplätze, Wintergärten, Läden, Wohnhäuser, Baudenkmale, Pflaster und Beleuchtung«. Unter dem Stichwort »Boulevard« entwickelt Vaublanc die Idee einer großen, mit Bäumen bepflanzten Promenade rings um die Stadt. Durch diesen neuen Boulevard soll die Stadt besser abgegrenzt und ihr ein »regelmäßigeres Ansehen« verliehen werden. Intensiv beschäftigt sich Vaublanc mit der Umgestaltung der Isar und erweist sich als Vordenker wichtiger Baumaßnahmen, die allerdings erst Ende des 19. Jahrhunderts realisiert werden und bis heute das Bild der Isar-Metropole prägen. »Um die schädlichen Einflüsse der Fabriken« auszugleichen, setzt Vaublanc auf das Grün in der Stadt. Städtische Verordnungen sollen das Anlegen von Rasenplätzen und Baumpflanzungen bestimmen, sowohl in der Stadtmitte als auch in den äußeren Bereichen, selbst auf kleinsten Plätzen, auf denen nur ein Baum gepflanzt werden kann.

»URBANITÄT UND GESELLIGKEIT« FÖRDERN

Die Rolle Vaublancs am Münchner Hof unter König Ludwig I. und sein Einfluss auf den Kronprinzen und späteren König Max II. in Fragen der Kultur und der Stadtplanung sind bislang wenig erforscht. Soweit sich König Max II. mit Stadtgestalt, Stadtverschönerung und Architektur befasst hat, ist der Einfluss Vaublancs unverkennbar. Dass Leo von Klenze in seinen »Memorabilien« das Wirken des »Nichtarchitekten« Vaublanc sehr kritisch sieht, überrascht nicht. Klenze blieb mit ihm zwar »auf gutem geselligen Fuß«, charakterisiert Vaublanc aber als »wohlwollendes, süßliches Französchchen« und »ächten Boudeoir-amateur de bas étage, aber mit aller gallischen Elastizität der Sitten und des savoir faire begabt, deren ein König wie Maximilian II. bedarf«. Er sieht in Vaublanc »das in Kunstangelegenheiten allmächtige Französchchen« und bezeichnet ihn bissig als »Kunstorakelchen«. Auch Paul Heyse, der als Berater zu Fragen des neuen Baustils herangezogen war, sieht Vaublanc nicht unkritisch. Dass Vaublanc zu den »Schöngeistern« gehörte, die Max II. beeinflussten und gegen die der Architekt Friedrich Bürklein beständig zu kämpfen hatte, erscheint nicht unwahrscheinlich.

EIN »BOUDEOIR-AMATEUR DE BAS ÉTAGE MIT ALLER GALLISCHEN ELASTIZITÄT DER SITTEN«

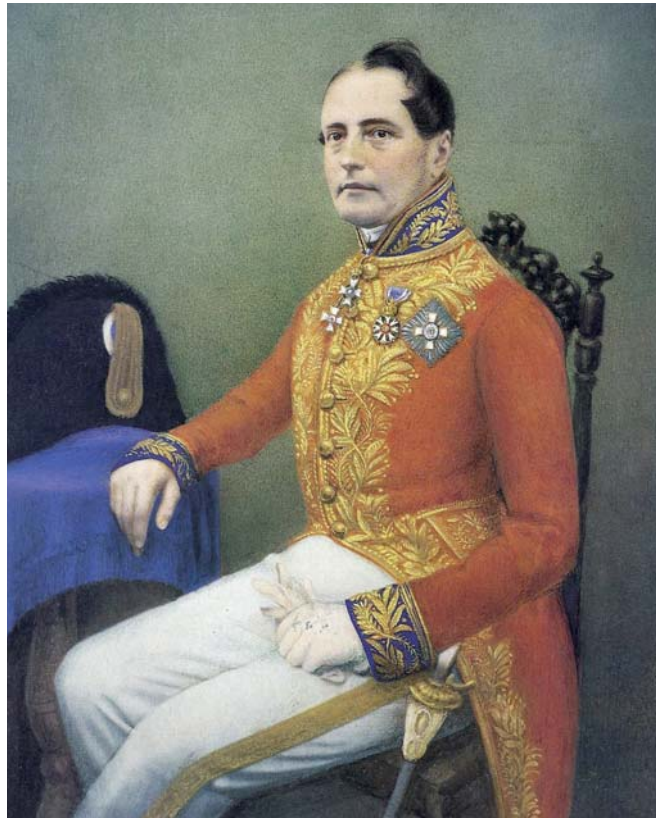
Vicomte Henri de Vaublanc, 1803 in Montpellier geboren, entstammt einer angesehenen französischen Familie. Sein Vater Jean Baptiste de Vaublanc hatte in der französischen Armee Karriere gemacht und kam 1812 beim Rückzug der Grande Armée ums Leben. Betreut von seinem Onkel Vincent-Marie de Vaublanc, der als Politiker erheblichen Einfluss hatte, begann der junge Henri de Vaublanc seine Laufbahn in der französischen Administration, die er aber nach der 1830-er Revolution in Paris nicht fortsetzte. Durch die Vermittlung des Barons von Cetto kam Vaublanc 1836 an den Münchner Hof, zunächst als Bibliothekar des Kronprinzen. Diese Stellung war nicht ohne politische Delikatesse. Der französische Gesandte in München berichtet kritisch nach Paris. Der Kronprinz versichert ihm aber persönlich: »J'ai voulu avoir un Français dans mon intimité pour acquérir ce qui me manque en fait de facilité pour parler Votre langue. J'aime Votre pays et je m'occupe constamment de tout qui regarde la France.« Vaublanc steigt zum königlichen Kämmerer und Oberhofmeister im Hofstaat der Königin Theresese auf. Nach der Heirat des Kronprinzen mit Marie von Preußen 1842 wechselt Vaublanc in deren Hofstaat und hat ab 1848, nach der Thronbesteigung von Max II., die Position des Obersthofmeisters der »regierenden Königin Marie« inne. Unmittelbar nach dem Tod von Max II. am 10. März 1864 lässt sich Vaublanc mit dem Titel Obersthofmeister in den Ruhestand versetzen.

»DAS IN KUNSTANGELEGENHEITEN ALLMÄCHTIGE FRANZÖSCHEN«

Vaublanc begleitete Max II. bereits als Kronprinzen auf dessen Reisen in das europäische Ausland, u. a. nach London, Italien und Frankreich. Seine vorzüglichen wissenschaftlichen Kenntnisse wurden öffentlich gerühmt. Die umfassende kulturhistorische Bildung Vaublancs als »homme des lettres« unterstreichen seine zahlreichen Publikationen. Seine enge, über Jahrzehnte andauernde Beziehung zu König Max II. hat Vaublanc in einem Nachruf dokumentiert, der 1867 in französischer Sprache publiziert wurde.

LOBBYIST BAYERNS IM FRANZÖSISCHEN KULTURKREIS

Das besondere Interesse Vaublancs an den zeitgenössischen Entwicklungen der Stadt-Bau-Kultur dokumentiert seine 1861 in Paris erschienene Publikation »Un coup d'oeil à Paris«. Vaublanc analysiert darin das »neue Paris«, wie es sich nach der Umgestaltung durch Baron Haussmann zeigt. Vaublanc wirkte unmittelbar an der Ausschreibung des Architektur-Wettbewerbs für den »neuen Stil« in Verbindung mit dem Entwurf für das »Maximilianeum« mit. Auf Grund seiner guten Kontakte wurden 38 französische Architekten zur Teilnahme am Wettbewerb eingeladen. Das Interesse Vaublancs an aktuellen Fragen der Architektur



oben Vicomte de Vaublanc um 1852. Kolorierte Aufnahme, Fotoatelier Alois Löcherer.

und des Städtebaus in München zeigt sich u. a. darin, dass er sich mit einem eigenen Entwurf am Wettbewerb beteiligte.

Vaublanc pflegte von München aus enge Beziehungen zur Kulturszene in Frankreich. Salopp könnte Vaublanc als Lobbyist Bayerns im französischen Kulturkreis bezeichnet werden, der das »Licht der Wittelsbacher und Münchens« in Frankreich verbreiten sollte – auch wenn von ihm überliefert ist, dass er sich »niemals erniedrigt hat, deutsch zu sprechen.« Die Akten im Geheimen Hausarchiv belegen, dass Vaublanc seine französischen Kontakte nutzte, um im frankophonen Kulturkreis ein positives Bild von München, von Bayern und vor allem von König Max II. zeichnen zu lassen. Im Winter 1855/56 besuchte ihn der Schriftsteller Adolphe Thiébault in München, der in seiner Reisebeschreibung »Vingt semaines de séjour à Munich« die kulturellen Verdienste des Hauses Wittelsbach um München und Bayern unterstreicht.

DIE WICHTIGE KULTURGESCHICHTLICHE Beziehung zwischen Vicomte Henri de Vaublanc und König Max II. mit Blick auf die »Stadtverschönerung Münchens« Mitte des 19. Jahrhunderts und die internationalen Bezüge zu den Metropolen Paris und London bedarf der weiteren Aufarbeitung. Vaublanc stirbt 1874 in München. Seine zweibändige Autobiographie »Souvenirs de trente ans« hat er der Bibliothek seiner Geburtsstadt Montpellier vermacht. Auf über 700 handgeschriebenen Seiten beschreibt Vaublanc



oben Jakob von Bauer (1787-1854), Bürgermeister der Stadt München von 1838-1854.

seine Reisen mit Max II. und das gesellschaftliche und politische Leben in München. Max II. und sein Berater standen über 25 Jahre von 1838 bis 1864 in engem persönlichen Kontakt. Damit dürfte die vom Autor dieses Artikels entdeckte und nur in einem Exemplar vorhandene Autobiographie Vaublancs eine ergiebige Quelle zur Biographie von König Max II. und auch zu seinen städtebaulichen Ideen sein. Auswertung und Publikation der »Souvenirs de trente ans« als Beitrag zur Kulturgeschichte Bayerns und Münchens aus französischer Sicht ist in der neuen Buchreihe »Materialien zur Kultur-Geschichte Münchens« in Vorbereitung.

BÜRGERMEISTER JAKOB BAUERS »ÄSTHETISCHE RUNDSCHAU ÜBER MÜNCHEN«

Franz Seraph Pfistermeister, der Kabinettssekretär Max II., übergab das vom König in Auftrag gegebene Gutachten Vaublancs mit den Vorschlägen zur »Verschönerung Münchens« an den erfahrenen Kommunalpolitiker Jakob Bauer. Der Bürgermeister der Stadt, geadelt 1852, erhielt damit Gelegenheit, zu den zukunftsweisenden Ansätzen moderner Stadtplanung und deren Umsetzung in München Stellung zu nehmen. Es ist ein Glücksfall, dass sich nicht nur das Gutachten Vaublancs, sondern auch die Stellungnahme Bauers unter dem Titel »Ästhetische Rundschau über München« im Geheimen Hausarchiv erhalten hat. In der Zusammenschau handelt es sich hierbei um Schlüsseldokumente zur Münchner Stadt-Bau-Kultur-Geschichte des

19. Jahrhunderts, zumal Bauer damit auch einen Rückblick auf seine 16-jährige Amtszeit verbindet. Es entsteht ein anschauliches Bild der Sachzwänge in einer Phase des städtebaulichen Umdenkens, verbunden mit dem Bemühen, die drängenden Probleme der Stadt zu lösen. In vielen Facetten wird ein kulturgeschichtliches Panorama der Lebenswirklichkeit der Münchener Bürgerschaft Mitte des 19. Jahrhunderts gezeichnet.

»MIT EINEM ÜBERALL ZWEI STUNDEN LANGEN GARTEN UMGEBEN«

Einleitend hebt Jakob Bauer die drei Handlungsmaximen seines kommunalpolitischen Wirkens hervor. Erste Priorität hat für ihn die Sorge um die Gesundheit der Menschen. Bauer würdigt besonders den Englischen Garten, der durch die Erweiterung bis zum Aumeister »einen europäischen Ruf bekommt« und für die Gesundheit der Bewohner Münchens ein wahrer Schatz ist. Kurz und bündig geht Bauer auf die städtische Grünplanung im »oberen Teil« der Isar,



oben Denkmal für Jakob von Bauer, in den Flaucheranlagen aufgestellt 1861. Bildhauer: Max von Widmann (1812-1895).

also in den südlichen Isarauen, ein: »Für den oberen Teil der Isar wird der Magistrat sorgen.« Er formuliert das Ziel der weiteren Ausdehnung nach Süden bis zur Mengerschwäige: »Dadurch wird München von der Isarseite aus mit einem überall zwei Stunden langen Garten umgeben, was auf die Gesundheit der Stadt gewiß einen vorteilhaften Einfluß haben muß«. Diese Vision Jakob Bauers ist bis heute Realität und zugleich das Markenzeichen Münchens als »Isar-Metropole«.

An zweiter Stelle kommt für Bauer die Sorge um das behagliche, »comfortable« Leben der Menschen in der Stadt. Um die Lebensqualität nachhaltig zu verbessern, zählt Bauer u. a. folgende Faktoren auf: »Reinlichkeit der Gaststätten, Verlegung der Schlachthäuser nach außerhalb der Stadt, Metzgerläden aber in der Stadt, Herstellung der Gehsteige für die Fußgänger, Unterbinden des Galoppierens der Reiter und des unsinnigen Rollens der Kutschen durch die Straßen«.

An dritter Stelle ordnet Bauer die Sorge um das kulturelle Leben in Form der »anständigen Erheiterung und der Vergnügungen« ein. Das Grundübel der schwierigen Finanzsituation der Stadt sieht Bauer in der zügellosen Stadterweiterung seit Beginn des 19. Jahrhunderts und benennt die Ursachen mit deutlichen Worten. Bauer formuliert eine bis heute gültige Wahrheit: »Diejenige Verwaltung, die Schulden macht, ... ohne die Mittel der Deckung zu überlegen, baut durch ihr Streben nach Vervollkommenheit sich selbst das Grab. In dem Nichterkennen dieser Zustände liegt nicht selten der Tadel der Dränger gegen die Gemeinde.« Bauer benennt die »Dränger« nicht, nimmt aber zwischen den Zeilen auf den königlichen »Dränger« Ludwig I. Bezug, der die Stadt über Jahrzehnte zu Baumaßnahmen genötigt hatte, die sie finanziell überforderten.

»UNTERBINDEN DES UNSINNIGEN ROLLENS DER KUTSCHEN DURCH DIE STRASSEN«

Anschließend geht Bauer in seiner »Ästhetischen Rundschau« auf das Gutachten Vaublancs Punkt für Punkt ein. In knappen Worten stellt er als Mann der Praxis die administrativen Probleme bei der Durchsetzung der Vorstellungen Vaublancs dar und zeigt das von ihm selbst Erreichte auf. Weiten Raum nimmt der Zustand der Straßen und Gehsteige ein sowie die Notwendigkeit eines Niveauplans für die Gesamtstadt, der für die Entwässerung der Straßen und den Bau der Kanäle unabdingbar ist. Erneut fordert Bauer, die Grenzen der Stadt genau zu fixieren und neue Straßen nur unter Beachtung des »Hauptplans der Stadt« anzulegen. Ohne Erhöhung der Gemeindemittel sei dies alles aber nicht erreichbar. Die hygienischen Verhältnisse zur Nachtzeit beschreibt Bauer unter dem Stichwort »Sanitätswesen«. Es war üblich, die Abtritte der Häuser nachts zu »reinigen«, indem die »stinkende Lauge« auf die Gassen geleitet wurde. Diese Form der mittelalterlichen Abwasserbeseitigung war offenbar nicht zu verhindern. Bauer beschränkt sich auf die Forderung, die Abtritte erst nach Ablauf der Polizei-

stunde zu reinigen. Der Wunsch, einen Boulevard zu errichten, »beseelte« Bauer schon lange; »allein es gehören Mittel dazu.« Auch hier betont Bauer, dass ein solcher Boulevard die Festsetzung der Grenzen der Stadt zwingend voraussetzt. Detailliert und engagiert beschreibt Bauer die Arbeiten zur Regulierung der Isar seit Beginn seiner Amtszeit und die hierbei angefallenen Kosten. In einem für die Münchener Stadtplanung wesentlichen Punkt waren sich Vaublanc und Bauer einig. Das Wachstum der Stadt sollte durch einen Ring-Boulevard begrenzt und in geordnete Bahnen gelenkt werden. Auf Grund dieser wichtigen Übereinstimmung beauftragte König Max II. den preußischen Gartenarchitekten, Landschafts- und Stadtplaner Peter Joseph Lenné 1853 damit, einen »Schmuck- und Grenzzüge-Plan« für München zu erstellen, der nach heutiger Terminologie als erster Stadtentwicklungsplan für München zu bezeichnen ist.

»In München findet sich in Bausachen eine Intelligenz, wie kaum in einer anderen Stadt; nur muß man den Ingenieuren nicht unbedingt Glauben schenken. Denn gar gerne bringen diese dem Stil, der Freude, der Schönheit einzelner Teile die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit des Ganzen zum Opfer, ja sie übersehen in ihrer idealen Schwangerschaft das Allerunentbehrlichste.«

Bürgermeister Jakob Bauer über die Münchner Architektenschaft

Klaus Bäumler, Richter am Bayerischen Verwaltungsgerichtshof rtd., leitete von 1978-2008 den Bezirksausschuss Maxvorstadt (BA 3). Er setzte sich besonders für historisches Grün, Erhaltung des kulturellen Erbes und im Rahmen der zeitgeschichtlichen Erinnerungsarbeit seit 1996 für die Errichtung des NS-Dokumentationszentrums ein. Im Franz Schiermeier Verlag gibt er die neu begründete Reihe »Materialien zur Kulturgeschichte der Stadt München« heraus.

Literatur

In der Reihe »Materialien zur Kulturgeschichte der Stadt München«, hg. von Klaus Bäumler im Franz Schiermeier Verlag München:
Henri de Vaublanc, »Vorschläge für König Maximilian II. 1851/52«, Jakob von Bauer: »Ästhetische Rundschau über die Stadt München 1852«, Vorwort von Klaus Bäumler, München 2012.
Jakob von Bauer, »Grundzüge der Verfassung und Vermögensverwaltung der Stadtgemeinde München 1845.« Nachdruck mit Vorwort von Klaus Bäumler, München 2012.
Leo von Klenze, »Schriften und Briefe (Memorabilien)«, Klenze-Edition des Architekturmuseums der Technischen Universität München, hg. Winfried Nerdinger, CD-ROM, München 2000.
Vincent-Marie Vionot de Vaublanc, »Essai sur l'instruction et l'éducation d'un prince au XIX^{ème} siècle«, Paris 1833. Bayer. Staatsbibliothek, Signatur: paed.th. 5896, als pdf-Download verfügbar und als Digitalisat lesbar.

Das Beste für München



Hugo von
Tschudis
Erwerbungen
französischer
moderner
Kunst für die
Pinakotheken

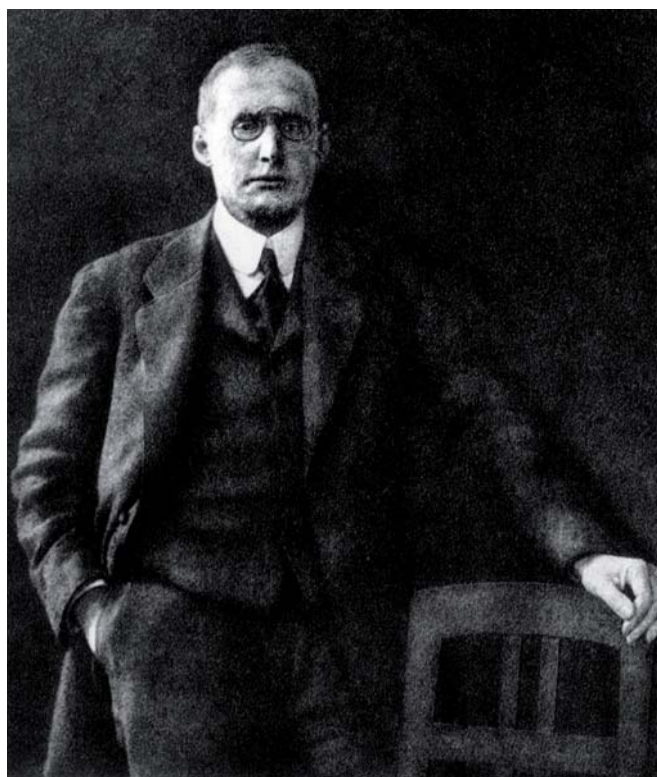
Text: **Andrea Bambi**

[links](#) Aristide Maillol: Le Coureur cycliste,
1907/08. 1912 Schenkung von Eduard Arn-
hold und Robert von Mendelssohn.

In der Geschichte der Generaldirektoren der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen spielte der Schweizer Hugo von Tschudi (1851-1911) trotz seiner knappen Amtszeit von Sommer 1909 bis zu seinem frühen Tod im November 1911 eine bedeutende Rolle. Er prägte die Sammlungen der Pinakotheken, vor allem die der Neuen Pinakothek mit den Erwerbungen aus der Zeit des Impressionismus und Postimpressionismus, der letztere ihren Weltrang verdankt.

DIE BERLINER »TSCHUDI-AFFÄRE« ALS GLÜCKSFALL FÜR MÜNCHEN

Als Tschudi 1909 die Berliner Nationalgalerie nach einer heftigen Auseinandersetzung, der so genannten »Tschudi-Affäre« über die Erwerbung von Werken der französischen Moderne, hatte verlassen müssen, wurde er in München wohlwollend empfangen und konnte hier seine atemberaubende Erwer-



oben Hugo von Tschudi, um 1910.

bungspolitik moderner, meist französischer Kunst unbeirrt fortsetzen. War München der französischen Kunst gegenüber aufgeschlossener, war München weltoffener als die Hauptstadt? War München bereit für das Internationale, während Berlin und der Kaiser nationaler dachten?

OFFENSICHTLICH FIELEN DIE frankophilen Erwerbungsstrategien Hugo von Tschudis auf fruchtbaren Boden. Münchener Kunsthändler wie Heinrich Thannhauser und Josef Brakl zeigten bereits zu Beginn des neuen Jahrhunderts in der Modernen Galerie Werke von Henry Toulouse-Lautrec, Vincent van Gogh, Paul Cezanne und Pablo Picasso, während Herrmann Heinemann in seiner gleichnamigen Kunsthandlung

Werke von Eugene Delacroix, Eduard Manet und Claude Monet präsentierte. Private Sammler wie Carl und Thea Sternheim kauften Spitzenwerke von Vincent van Gogh, die sie in Pullach am Isarhochufer in der Villa Bellemaison vereinten. Rudolf von Simolin besaß Werke von Cézanne, van Gogh, Renoir, Derain, Degas, Maillol und anderen, die sich in Schloss Seeseiten am Starnberger See befanden. Am Weßlinger See lebte das Ehepaar Thurneysen, das mit Pierre Auguste Renoir persönlich bekannt war und ihn 1910 als Sommergast beherbergte. Zur Sammlung der Neuen Pinakothek gehörte seit 1907 das Frühwerk von Claude Monet, die Felsen von Sainte Adresse darstellend.

BERUFUNG EINES »ULTRAMODERNEN« AUF VORSCHLAG DES PRINZEN

Bereits ab 1906 beschäftigte sich Münchens kulturpolitische Szene mit Tschudi und einer möglichen Berufung, initiiert durch einen Vorschlag des Prinzen Rupprecht von Bayern, der schon früh ein Augenmerk auf ihn gerichtet hatte. Es folgten diskrete Unterredungen zwischen dem Ministerium, Geheimrat Wilhelm von Bode und Generaldirektor Franz von Reber, in die auch Heinrich von Tucher, bayerischer Gesandter in Wien und bedeutender Kunstförderer eingebunden war. Alle waren sich einig: An der »ultramodernen Richtung« Tschudis würde man hier keinen Anstoß nehmen und im November 1908 fand eine erste Unterredung mit ihm im Münchener Ministerium statt. Im Anschluss daran war es der Bildhauer Adolf von Hildebrand, sein ältester und intimster Freund in München, der Tschudi offiziell von dem Wunsch unterrichtete, ihn als Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen zu gewinnen, und am 15. Mai 1909 sagte Tschudi schriftlich zu, unter der Bedingung, unabhängig tätig sein zu können. Für die ersten zwei Jahre seiner Amtszeit war ihm das möglich, dann setzten erneut kritische Stimmen ein. Diese manifestierten sich in den Lamenti der Münchener Künstlerschaft, die Tschudis Pläne zum Ankauf französischer Kunst durchkreuzen wollte, und in den Ablehnungen der Ankaufskommissionen und des Ministeriums. Theodor von Cramer-Klett junior wandte sich im März 1911 hilfessuchend an Prinz Rupprecht und schilderte die Situation, die nunmehr nur durch die Findung von Donatoren zu lösen sei. Gleichzeitig skizzierte er für den Fall, dass München Tschudi fallen ließe, ein Horrorszenario: Der nächste Galeriedirektor könne dann nur ein Militär-Anwärter sein, um derartigen Anfeindungen von Künstlerschaft und Ministerium überhaupt begegnen zu können.

Acht Monate darauf verstarb der lange schon an Hauttuberkulose leidende Hugo von Tschudi in Bad Cannstatt, wohin er sich zur Behandlung zurückgezogen hatte.

DIE LEGENDÄRE »TSCHUDI-SPENDE«

Donatoren wie Eduard Arnhold, Paul und Robert von Mendelssohn-Bartholdy, Auguste Rodin, Paul Durand-Ruel, Alexandre Bernheim-Jeune, Ambroise Vollard und andere



oben Vincent van Gogh: Selbstporträt, 1888, Cambridge, USA, Fogg Art Museum.



oben Maximilien Luce: Seinequai bei Paris, 1899. 1912 Schenkung Harry Graf Kessler, USA.

realisierten die »Tschudi-Spende«, die sowohl die Schenkung zu Lebzeiten als auch die posthume Erwerbung von über 50 Werken bezeichnet, die Tschudi für München akquiriert, aber noch nicht vollständig erworben hatte. Ihr verdanken die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen 5 Werke von Gustave Courbet, 4 Werken von Paul Signac, je 3 Werke von Paul Cézanne, Paul Gauguin, Maurice Denis, Auguste Renoir, Aristide Maillol und George Minne, je 2 Werke von Honoré Daumier, Eduard Manet, Theo van Rysselberghe, Eduard Vuillard, Henry de Toulouse-Lautrec, Henri Matisse, Vincent van Gogh und Auguste Rodin sowie je ein Werk von

Eugène Delacroix, Ferdinand Hodler, Auguste Renoir, Claude Monet, Pierre Bonnard, Maximilian Luce, George Michel, Camille Pissarro und Armand Guillaumin.

DAS SELBSTPORTRÄT VAN GOGHS – ALS »ENTARTET« VERHÖKERT

Außerdem gehörte zu diesem Werkkomplex das berühmte Selbstporträt von Vincent van Gogh, das Tschudi bereits 1906 für Berlin akquiriert hatte, dort nicht platzieren konnte und das Tschudis Nachfolger Dörnhöffer daher 1919 bei der Witwe Angela von Tschudi erwerben konnte. 1938 wurde es als »entartet« bezeichnet, beschlagnahmt und erneut nach Berlin verschickt. Zur Devisenbeschaffung und im Auftrag von Hermann Göring und Joseph Goebbels versteigerte am 30. Juni 1939 die Galerie Fischer im Grand Hotel National in Luzern »Gemälde und Plastiken moderner Meister aus deutschen Museen«, darunter das Selbstbildnis von Vincent van Gogh, das mit 175.000 Schweizer Franken den höchsten Verkaufspreis erzielte. Heute ziert es das Fogg Art Museum in Cambridge/MA in den USA. Zwei weitere Hauptwerke der französischen Kunst von Renoir und Monet, die aus der Ära Tschudi bzw. Reber stammten, wurden 1940 unter dem damaligen Generaldirektor Ernst Buchner zusammen mit weiteren Werken alter Kunst gegen ein Gemälde von Hans Thoma abgegeben. Hinzu kommen zwei weitere Abgaben bzw. Tauschaktionen; ansonsten ist dieser fulminante Bildbestand bis heute geschlossen erhalten geblieben.

TSCHUDIS NEUORDNUNG DER ALTEN MEISTER

Als Tschudi sein Münchner Amt antrat, war er für 8500 Kunstwerke zuständig und die Sammlung der Alten Pinakothek bereits von höchster Qualität. Weitere Erwerbungen auf dem Gebiet der Alten Meister bedeuteten ein sehr kostspieliges Unterfangen auf einem Kunstmarkt mit eher knappem Angebot. 1909 konnte Tschudi im Pariser und Londoner Kunsthandel noch drei bedeutende, moderne Erwerbungen von Werken von Francisco José de Goya y Lucientes, Francesco Guardi und El Greco tätigen; Künstler, die als Entdeckungen Tschudis gelten. Doch für die Jahre 1910 bis 1911 sind keine Ankäufe Alter Kunst zu verzeichnen. Tschudi konzentrierte sich auf eine Neuordnung der Alten Pinakothek und eine Zusammenführung wichtiger Werke in München, die bis dahin auf Zweiggalerien der Staatsgemäldesammlungen verteilt waren.

»IM KAMPF UM DIE KUNST«

Tatsächlich sind die Erinnerung an Tschudi und seine Fama vorrangig an sein Engagement um die moderne Kunst gebunden. Tschudi kaufte bei den Münchener Kunsthandlungen Julius Böhler, A. S. Drey, Franz Joseph Brakl und Heinrich Thannhauser, auf Ausstellungen des Münchener Kunstvereins, Secessions-Ausstellungen, beim Künstler selbst und im Berliner Kunsthandel bei Cassirer, Schulte und Hermes. Ebenso war ihm der französische Kunsthandel vertraut, er



oben Claude Monet: La Pointe de La Hève, 1864, Privatbesitz, 1907 Ankauf bei Heinemann München.

war Kunde bei Theodore Duret und Paul Durand Ruel. Sein Wirken und sein Einsatz für die internationale zeitgenössische Kunst manifestierte sich bereits 1911, als, vom Bremer Maler Carl Vinnen ausgehend, öffentlich die Ankaufspolitik der Bremer Kunsthalle kritisiert wurde. Im Kern ging es um die vermeintliche Bevorzugung französischer Kunst und des französischen Kunsthandels durch das Museum. Die Preise für die französischen Impressionisten seien viel zu hoch, für derartige Summen dürfe nur deutsche Kunst gekauft werden. Vinnen forderte, den Erwerb von Kunstwerken für Museen in die Hand von Kommissionen zu legen. Ihm schlossen sich andere Stimmen an, die öffentlich die Bremer, Berliner und Münchner Direktoren als Gehilfen des Kunsthandels bezeichneten. Berlin und Cassirer seien die Zentrale dieser »bedrohlichen« Entwicklung. 1911 erschien unter dem Titel »Ein Protest deutscher Künstler« die 80-seitige Broschüre Vinnens, die 128 Künstler unterzeichneten. Drei Monate später erschien beim Piper Verlag in München die 182-seitige Antwortschrift auf Vinnens Publikation unter dem Titel »Im Kampf um die Kunst. Die Antwort auf den ‚Protest-deutscher Künstler‘«, die 47 Künstler und 28 Galerieleiter, Schriftsteller und Kunsthändler unterzeichneten und in der sie Museumsdirektoren wie Gustav Pauli, Alfred Lichtwark und Hugo von Tschudi unterstützten.

FRANZ MARC UND WASSILY Kandinsky widmeten den »Almanach des Blauen Reiters«, der Ausstellung, die München mit der Avantgarde verbindet, posthum Tschudis Andenken: »Niemand hat es schwerer erfahren als Tschudi, über seinen Tod hinaus, wie schwer es ist, seinem Volk geistige Geschenke zu machen – aber noch schwerer dürfte es diesem werden, die Geister wieder los zu werden, die Tschudi heraufbeschworen ... Wir hoffen mit brennender Seele, an der Riesenaufgabe, die ohne ihn verwaist liegt, sein Volk zu den Quellen der Kunst zu führen, mit unseren schwachen Kräften weiterzuarbeiten.«

Literatur

Manet bis van Gogh. Hugo von Tschudi und der Kampf um die Moderne. Kat. Ausst. München und Berlin 1997/98, darin: Christian Lenz: »Das Beste gerade gut genug.« Hugo von Tschudis Erwerbungen für die Alte und Neue Pinakothek. S.408-412. Ders.: Heinz Braune und die Tschudi-Spende, S.432-437. Andrea Pophanken: Privatsammler der französischen Moderne in München, S.424-431.

Willibald Sauerländer: »Nur keine violetten Schweine.« Hugo von Tschudi und die Widersprüche der Modernisierung, In: Ders.: Die Luft auf der Spitze des Pinsels, München 2002, S.136-140

Bernhard Maaz: »Hier handelt sich's nicht blos um eine Persönlichkeit, sondern um ein Prinzip«. Hugo von Tschudi im Briefwechsel. In: Jahrbuch der Berliner Museen, Berlin 2004, S.157-200.

Joachim Kaak: Hugo von Tschudi, die Ausstellung von »Meisterwerken muhammedanischer Kunst« und die Moderne. In: After 100 years. The 1910 exhibition »Meisterwerke muhammedanischer Kunst« reconsidered. Hg. von Andrea Lermer und Avinoam Shalem. Leiden 2010, S.159-173.

Veronica Grodzinsky: Wilhelm II., Hugo von Tschudi and Jewish patronage of French modern art. In: Jüdische Sammler und ihr Beitrag zur Kultur der Moderne, Heidelberg 2011, S.119-132.

Dr. Andrea Bambi hat Kunstgeschichte, Theaterwissenschaften und Neuere Deutsche Literatur in München studiert und mit einem Sammlerporträt über den Grafen Schack promoviert. Seit 1998 ist sie Konservatorin für die Münchner Pinakotheken und war von 2006 bis 2008 als Forschungskordinatorin und Pressereferentin am Kunsthistorischen Institut in Florenz tätig. Seit 2008 leitet sie das neu gegründete Referat für Provenienzforschung bei den Pinakotheken, die Kulturgüterausfuhr für Bayern und ist Referentin für das Olaf Gulbransson Museum in Tegernsee. Sie koordiniert diverse drittmittelgeförderte Forschungsprojekte zur Provenienzforschung. Sie hat 1997 die Tschudi Ausstellung für München vorbereitet und ist u. a. Herausgeberin des Bandes »Die Moderne und ihre Sammler«, der Porträts von vornehmlich jüdischen Privatsammlern und Rekonstruktionen ihrer Sammlungen der Jahrhundertwende vorstellt.

Nikolaus Graf von Luckner, der »Marschall von Frankreich«

Wie man als Gastwirtssohn aus Cham nach und nach ein berühmter
Feldherr, dann »Le Père Luckner« der französischen Revolutions-
armee, schließlich aber das unschuldige Opfer der Guillotine wird

Text: Bernhard Setzwein



Recht eigentlich war sein ganzes Leben ein Romanstoff! Einer wie Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen wenn diesen Stoff in die Figur bekommen hätte, er hätte uns einen »abenteuerlichen Simplicissimus Oberpfalz« daraus gemacht, der dem Original kaum an Witz und Spannung, an Tollheiten und hanebüchenen Episoden nachgestanden hätte. Genau wie der von Grimmelshausen erfundene Simplicius stammte auch Nikolaus Luckner von einer biedereren, keinesfalls hochgestellten Familie ab (den Grafentitel erhielt er erst später durch das dänische Herrscherhaus). Gastwirtsleute im oberpfälzischen Cham waren seine Eltern gewesen, der Vater handelte nebenbei auch noch mit Hopfen. Sicher wird er auch noch eine kleine Ökonomie mit dabei gehabt haben, »Knan« Luckner, auch in dieser Hinsicht also wuchs der kleine Niklas ganz analog seinem literarischen Zwillingsbruder aus dem Spessart auf: »Anstatt der Pagen, Lakaiken und Stallknecht hatte mein Knan Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberei gekleidet, welche mir auch oft auf der Weid aufgewartet, bis ich sie heim getrieben.«

DER »WILDFANG« BEI DEN JESUITEN

Doch bald schon mussten sie hinaus in die große, feindliche, abenteuerliche Welt, der Nikolaus Luckner grad so wie der Simplicius. Mit knappen zehn Jahren verließ der von seinen Lehrern und Mitschülern allgemein als »Wildfang« bezeichnete Gastwirtssohn das heimische Cham, erst kam er ans Straubinger Jesuitenkolleg, dann ans Passauer. Wie es an solch »höheren Lehranstalten«, wo der Unterricht vom sturen Pauken klassischer Sprachen und Autoren, vom monotonen Herunterleiern kirchlicher Dogmatiker geprägt war, zu Mitte des 18. Jahrhunderts zuging, schildert der gut 20 Jahre jüngere Andreas Dominikus Zaupser, nicht nur Verfasser eines oberpfälzischen Wörterbuches, sondern auch einer jener aufklärerischen Geister vom Schlage etwa eines Westenrieder oder Anton von Buchner. »Sie«, die Jesuiten, schreibt Zaupser, »besitzen die Kunst, die Köpfe

der Studirenden mit schweren Schulfratzen zu beschäftigen, und ihnen in einer ganzen Reihe von Jahren ein großes Nichts zu lehren. Der Kopf der Studenten wird ein Gerümpelgemach von unnützem Wissen, von Wörterkrämerey und Vorurtheilen.«

»IHM WAR DAS LIEBSTE DAS SOLDATENSPIEL«

Lang hielt es Luckner bei den Jesuiten, man kann's verstehen, nicht aus. Er dachte sich wohl: Da muss ein frischer Wind in das »Gerümpelgemach von unnützem Wissen« hineinfeigen, und so trat er – gerade einmal 15 Jahre alt, man stelle sich vor – in das bayerische Infanterie-Regiment Morawitzky ein. Dass dies keineswegs eine Fortsetzung der Lehrzeit auf einer Art Rekrutenschule bedeutete, sondern dass es mit dem Soldatenleben gleich bitterernst wurde, machen Luckners Aufzeichnungen deutlich, in denen es heißt, er habe beim Ungarnfeldzug gegen die Türken 1737 bis 1739



bereits mitgemacht. Demnach wäre er zu dieser Zeit 15, 16 Jahr alt gewesen, und doch schon ein mit allen Wassern gewaschener Kriegshandwerker. Etwas anderes sollte er auch sein Leben lang nicht mehr dazulernen: Luckner war Soldat, sonst nichts, fast möchte man sagen, von Kindesbeinen an! Übrigens schreibt dies auch der ebenfalls in Cham aufgewachsene Geschichtsschreiber Rudolph Josef Schuegraf in seinen »Biographien von berühmten Männern aus Baiern« über den Gastwirtssohn, »ihm war das Liebste das Soldatenspiel, welche Neigung wahrscheinlich die dort (in Cham, Anm. B. S.) gelegene Kavallerie-Besatzung zuerst in ihm rege gemacht hatte«.

DAS SCHLIMMSTE FÜR einen wie Luckner waren Friedenszeiten! Er sollte gegen Mitte seines Lebens eine solche fast drei Jahrzehnte währende Periode mitmachen, da privatisierte er auf seinen Gütern in Holstein und sah den Kohlköp-

oben An dieser Stelle befand sich bis zum Stadtbrand von 1873 das Geburtshaus von Nikolaus Luckner.

links Der Luckner-Brunnen in Cham.



fen beim Wachsen zu – sterbenslangweilig muss ihm diese Zeit vorgekommen sein. Da waren seine Jugendjahre schon von anderem Kaliber gewesen, da jagte ein Krieg den nächsten, und wenn der Schlachtendampf sich einmal endgültig zu verziehen drohte, wechselte man eben die Befehlsgeber und die Fronten. Doch erst einmal war dazu keinerlei Veranlassung. Denn kaum aus Ungarn zurückgekehrt, wo man eben noch dem österreichischen Kaiser Karl VI. gegen die Türken beigestanden war, entbrannte der bayerisch-österreichische Erbfolgekrieg und man hatte plötzlich diejenigen, die eben noch Waffenbrüder gewesen waren, im eigenen Land als die größten Erbfeinde. Ein österreichisches Söldnerheer unter Führung des berühmten Pandurenführers Freiherr von der Trenck war es, das Luckners Heimatstadt Cham 1742 niederbrannte und ausplünderte, 42 unschuldige Menschen kamen dabei zu Tode.

EIN MAJOR ZUM AUSLEIHEN

Ganz genau lässt es sich nicht feststellen, möglich aber wäre es, dass Nikolaus Luckner, mittlerweile schon zum Fähnrich aufgestiegen, auf dem Rückzug von Böhmen, wo sich der bayerische Kurfürst Karl Albrecht in Prag schon als neuer Herrscher über die österreichischen Erblande hatte huldigen lassen, Cham noch einmal gesehen hat. Wenn er tatsächlich dort gewesen sein sollte, fand er ein Städtchen vor, das einst sein Kindheitsort gewesen war, nun aber verwüstet und niedergebrannt vor ihm lag, in einem erbarmungswürdigen Zustand, von dem es sich über Jahrzehnte hinweg nur mühsam erholen sollte. Doch selbst wenn Luckner solche Kriegsfolgen am Beispiel seiner eigenen Vaterstadt miterlebt und mit angesehen haben sollte ... großen Eindruck hat es auf ihn sicherlich nicht gemacht. Er ließ von seinem Metier, dem Kriegshandwerk, nicht ab. Nach dem Füssener Frieden von 1745 drohte ihm gar Arbeitslosigkeit, also ließ er sich zusammen mit weiteren 5000 bayerischen Soldaten an die Niederlande ausleihen, später sogar von Kurfürst Maximilian III. verkaufen. Luckner war jetzt 26 Jahre alt und mittlerweile zum Major befördert.



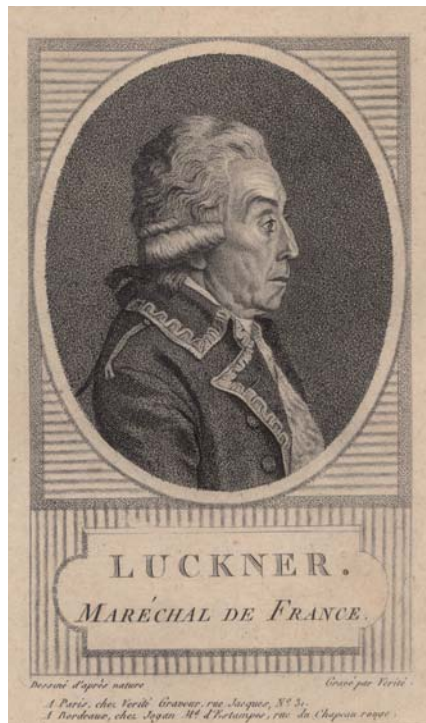
DOCH WAS IST ein Major ohne Krieg! Seit 1748 herrschte auch in den Niederlanden Frieden. Luckner musste sich nach einem neuen Betätigungsfeld umsehen. Er verließ die bayerischen Kriegsdienste und trat in hannoveranische ein. Mit eigenem Geld stellte er ein Husarenkorps zusammen, Abenteurer, aber auch Deserteure aus den verschiedensten Ländern. Mit ihnen stand er nun dem Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg zu Diensten gegen die Franzosen im Siebenjährigen Krieg. Laut Engelbrecht Schwarzenbeck, der 1993 die seither einzige Luckner-Biographie veröffentlicht hat, war der Husarenanführer während dieser »Mission« in seinem eigentlichen Element: »Seine Spezialität war das Operieren im Rücken des Feindes und das Ausheben von Nachschubkolonnen. Mit seiner leichten Truppe sollte er keine Schlachten schlagen, sondern plänkeln, täuschen und Unruhe schaffen. Er war überall und nirgendwo und machte dem Feind mit seiner Überrumpelungstaktik das Leben schwer.«

»VON DER NATUR EINE BESONDERE GABE FÜR DEN KLEINEN KRIEG«

Ein Augenzeuge, Berater Herzog Ferdinands, schildert den Oberpfälzer Haudegen, der zeit seines Lebens ein gewisses

oben Nikolaus Graf Luckner in Husarenuniform. Dargestellt als: »Churfürstl. Hannoverscher General-Lieutenant 1761«. Lithografie von Remy.

links Porträt Luckners, Lithografie, signiert mit Maurin.



rechts Porträt des
Marschall Luckner,
Kupferstich von
Vérité.

simpliciushaftes Wesen nicht ablegen konnte, als ein selbst unter dem vierschrötigen Kriegervolk hervorstechendes Original: »Luckner, den man bei seinem komischen Auftreten für einen Marktschreier gehalten hätte und der, dem unverständlichen Kauderwelsch seiner Berichte nach zu urteilen, nicht ganz bei Verstand schien, hatte von der Natur eine besondere Gabe für den Kleinen Krieg erhalten; niemand war gerissener als er oder urteilte treffsicherer, um Nutzen aus der gegebenen Lage zu ziehen.« Was machte es da schon aus, dass Luckners Hirnkastl eine tatsächlich nur mit Militaria vollgestopfte Rumpelkammer war und ein kleines Stückchen Brieftext von ihm aussah, als hätten Kavallerie und Infanterie zusammen Orthographie und Grammatik sturmreif geschossen. Seine »Bersohn« – und gemeint war damit »Person« – konnte allemal auf »Genate« (Gnade) bei seinen durchlachtigsten Gönnern zählen. Sie schätzten Luckners Kunst des »Handgemein werdens«, wie Goethe in seiner »Campagne in Frankreich« einmal das Geschehen auf dem Schlachtfeld verharmlosend genannt hat. So einer braucht nicht schrei-

ben können, und sein auch von Grimmelshausen nicht treffender zu verspottendes Kauderwelsch aus Fremdwörtern und Simplicius-Deutsch wird verstanden worden sein: »Bitte ganz unterhängst Emploieren Euw. Durchl. mich gleich auf unt sagrifficiert mus werden, ist mir die Einzige und größte Genad!«

DAS HEISST, GANZ so harmonisch endete das Verhältnis zwischen Herzog Ferdinand und Luckner, der für seine Durchlaucht mehrfach die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte, dann doch nicht. Nachdem nämlich der Siebenjährige Krieg beendet und der Hubertusburger Frieden geschlossen worden war, brauchte man Luckner plötzlich nicht mehr, nichts ist unnützer für einen Herrscher als ein teures Söldnerheer in Friedenszeiten. Am besten man löst es auf. Man kann es sich ja schnell wieder zusammenkaufen, wenn Not am Mann ist. Luckner jedenfalls legte man nahe, in Pension zu gehen. Mit 41 Jahren!

ZUM »COUSIN« DES KÖNIGS GEWORDEN

Als dann aber 1789 in Paris die Revolution ausbrach und sich die Verhältnisse in jenem Frankreich, das Luckner sieben Jahre lang als Husarenanführer gepiesackt hatte, gründlich änderten, witterte er plötzlich neuen Schlachtenqualm. Im Juli 1790 trat er gewissermaßen zum Vorstellungsgespräch vor die neu gegründete Nationalversammlung, der Präsident empfing ihn mit den Worten: »Frankreich war es müde, sie zum Feinde zu haben und schätzt sich heute glücklich, sie unter seinen Verteidigern zu wissen.« Es dauerte nicht lange und der einstige Feind wurde Oberkommandierender der französischen Rheinarmeen, und zwar im Rang eines Marschalls, was im Grunde eine Sensation war. »Er, der einfache Bürgersohn aus der Oberpfalz, war nun zum »Cousin« des Königs geworden; so lautete nämlich die übliche Anrede für einen Marschall von Frankreich.« (Schwarzenbeck)

UND ES WURDE ihm noch eine Ehre zuteil, wenn auch eher zufällig und ungewollt: Graf Nikolaus von Luckner wurde der Erstdruck der »Marseillaise« gewidmet, die später nicht nur die Erkennungsmelodie der Revolution, sondern auch Frankreichs Nationalhymne werden sollte. Geschrieben und komponiert hatte sie der Ingenieurhauptmann Rouget de Lisle in Straßburg, und dass er sie seinem obersten Befehlsherrn widmen würde, war eigentlich ganz normal. In späteren Drucken der »Marseillaise« fehlt diese Widmung denn auch, was Luckners Heimatstadt Cham nicht hindert, ihre Art von Kapital aus dem »großen Sohn der Stadt« zu schlagen. Nicht nur, dass auf dem Marktplatz der Oberpfälzer Kreisstadt ein recht lustiger Brunnen anzuschauen ist, auf dem ein die Passanten nassspritzender »Wildfang« Luckner mit dem Notenblatt der Marseillaise dargestellt ist, seit ein paar Jahren läutet auch allmüttig das »Allons, enfants de la patrie« vom Glockenturm des Rathauses.

»LE PÈRE LUCKNER«

Wenige Jahre später mag die Marseillaise Luckner einigermaßen schrill in den Ohren geklungen haben. Sie war mittlerweile zum Kampflied jener blutigen Revolution geworden, deren Opfer nun auch Luckner selbst werden sollte. Eben noch gefeiert als »le père Luckner«, der's in der maroden Revolutionsarmee schon richten werde, galt der Siebzigjährige nun, da Robespierre an die Macht gekommen war, plötzlich als Repräsentant der alten Zeiten. Ja mehr noch, als Verräter und Konterrevolutionär, unter anderem, weil er an der belgischen Grenze zwar die Österreicher zuerst in die Flucht geschlagen, dann aber unverständlicherweise seine eroberten Stellungen wieder geräumt hatte.

»VON DER REVOLUTION VERSTAND ER NICHTS«

Dieser in den Augen der Revolutionäre in Paris militärische Fehler allein hätte ihn wahrscheinlich noch nicht vors Tribunal gebracht, aber der alte, störrische Luckner zog nicht kleinlaut den Schwanz ein und versteckte sich auf einer seiner Besitzungen, sondern er reiste mitten in die Höhle des Löwen nach Paris und beschwerte sich lautstark, warum ihm seine Pension nicht ausbezahlt werde. Zusätzlich durch einen Denunzianten angeschwärzt, sah er sich plötzlich vor das Revolutionstribunal gestellt. Wahrscheinlich wusste der greise Luckner gar nicht recht, wie ihm geschah. Er hatte immer nur etwas von Schlachtenplänen verstanden, hohe Politik war ihm fremd. Der Generalleutnant Dumouriez jedenfalls kommt in seinen »Mémoires« zu dem Schluss: »Es fehlte Luckner nicht an Geist, aber seine Persönlichkeit war unbedeutend. Seine Ansichten waren sehr verworren. ... Morgens war er ganz der Nation ergeben, abends königstreu. Von der Revolution verstand er nichts.«

UND SO STIEG Graf Nikolaus von Luckner, wahrscheinlich völlig verstört und nichts verstehend, aber aufrechten



links Zum 100. Todestag, 1894, brachte man eine Gedenktafel zur Erinnerung an den Marschall Luckner an dessen Geburts-
haus an.

Hauptes und bis zuletzt seine Unschuld betuernd sieben Tage vor seinem 72. Geburtstag am Platz der Revolution auf das Podest der Guillotine. Zuletzt bewies er damit noch etwas von jener Tapferkeit, die sein Zeitgenosse Jean Paul in seiner Schrift »Kriegserklärung gegen den Krieg« der soldatischen, von der er nicht viel hielt, vorzog: »Wer vor einem blutroten Gemeinderate der Revolution steht, und nachdem er das Wort gehört: du verlierst deinen Kopf, dennoch seinen zeigt und aufsetzt: der hat eine Schlacht gewonnen schon vor Tod und Fallen.«

Der vielfach ausgezeichnete Schriftsteller **Bernhard Setzwein** lebt in Waldmünchen. Literarisches Neuland betritt er 2013 mit seiner Hommage »Jean Paul. Von Adam bis Zucker. Ein Abecedarium mit Holzschnitten und Federzeichnungen von Christian Thanhäuser.« Er präsentiert darin Leben und Werk des großen deutschen Dichters, dessen Geburtstag sich 2013 zum 250. Mal jährt, »in der einzigen ihm gemäßen Form: als literarischen Zettelkasten«. Die Zeit schwärmt: »Dem Enzyklopäden eine Enzyklopädie! Zauberkompende in Wort und Bild.«

L'ÂME AUX DEUX PATRIES

Franzosen in Schwabing, Münchener in Paris

Text: Dirk Heißerer

dass man in München nicht unterscheiden könne,
wer noch lebe und wer schon gestorben sei

Erinnerungen an München vor 1914,
das damals allerdings auch schon nicht mehr richtig wirklich war

 ber Glasscherben und Tristesse am Wedekindplatz mit seinen aus den alten
Zeiten herüber ragenden Bäumen schweben die Geister leichten Fußes



oben Rudolf Herz: Marcel Duchamp - Le Myst re de Munich, Aufbau der Installation vor der Alten Pinakothek München vom 21.09.-30.09.2013 anlässlich der 100. Wiederkehr von Duchamps Ankunft in München.

Schwabing, das Münchener Künstlerviertel um 1900, ist heute ein Mythos wie der verwandte Montmartre in Paris. Die Zeiten Kandinskys hier, Picassos dort sind zwar längst vorbei, ihre Spuren verweht. Und doch hat das einstige Dorf vor den Toren Münchens, kurzzeitig eigene Stadt und seit langem Stadtteil, trotz aller Veränderungen ein seltsames Flair, ein Fluidum des *laissez-faire* bewahrt, das es auf diese Weise andernorts in München nicht gibt. Über Glasscherben und Tristesse am Wedekindplatz mit seinen aus den alten Zeiten herüber ragenden Bäumen schweben die Geister leichten Fußes und leichten Sinnes hinüber zum Englischen Garten, und es ist nicht immer möglich zu unter-

ein reizvolles Spiel, bis sie alle wieder ihrer verschiedenen Wege gehen, die einen ins Bierlokal und zum Abendessen in die Stadt, die anderen auf den Friedhof ins Vergessen oder bis zum nächsten Ausflug. Und die Moral von dem Gedicht wäre die, dass man in München nicht unterscheiden könne, wer noch lebe und wer schon gestorben sei – eine kühne These!

ÜBER DEN KÜNSTLERORT hinaus hat Schwabing noch eine viel ältere Beziehung zu Paris und seiner Umgebung. Das Schlösschen Suresnes an der



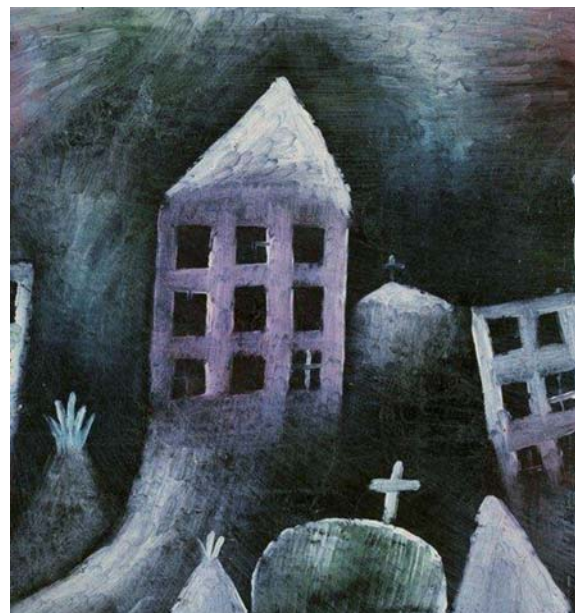
oben Der Wedekind-Brunnen – etwas verwittert – steht unter Bäumen im Herzen von Schwabing und ist dem Dichter Frank Wedekind gewidmet. Der Brunnen wurde 1959 von Ferdinand Filler erbaut.

scheiden, wer davon noch ganz wirklich ist und wer nicht. So jedenfalls hat es vor mehr als 100 Jahren der Ahnherr der Surrealisten, der französische Dichter Guillaume Apollinaire empfunden, als er in München zwei Monate, von März bis Mai 1902, ausgerechnet hinter dem Hofbräuhaus in der Neuturmstraße 3/III gewohnt hat. Seine damaligen Erlebnisse mit wandernden Geistern hat er in seinem Gedichtband *Alcools* (1913) in dem Gedicht »La maison des morts« festgehalten. Darin lässt er tote Münchener Bürger aus dem Leichenschauhaus im alten Nördlichen Friedhof an der Arcisstraße auferstehen und zum Englischen Garten promenieren. Auf ihrem Weg treffen sie Freunde und Verwandte und sind so ausgelassen fröhlich, »daß nur ein ganz Schlauer fähig gewesen wäre / Tote und Lebende auseinanderzuhalten«. Sie tanzen und trinken miteinander; bei einer Kahnpartie auf dem Kleinhesseloher See verliebt sich gar ein junger Mann in eine junge Frau, die aber bedauert, trop tard, sie sei schon gestorben, –



oben Schloss Suresnes in München Schwabing.

Werneckstraße wurde 1715/18 vom Kabinettssekretär eben desjenigen bayerischen Kurfürsten Maximilian II. Emanuel – der blaue Kurfürst – erbaut, den die Österreicher im Spanischen Erbfolgekrieg mit seinem Hofstaat ins Exil vertrieben hatten, genauer ins edle Château de Suresnes, auf halbem Weg



oben Paul Klee, zerstörter Ort (1920).

zwischen Paris und Versailles gelegen. Zur Erinnerung an die festfrohe Exilzeit bei Paris wurde das Schwabinger Schlösschen »Suresnes« genannt, der einfacheren Aussprache wegen ist es aber auch als Werneckschlössl bekannt. Dass Paul Klee dort einmal inmitten einer Künstler-Wohngemeinschaft ein Atelierzimmer finden würde (1919), ist ein besonderer poetischer Akzent; sein Bild »Zerstörter Ort« (1920) (heute Städtische Galerie im Lenbachhaus) ist hier entstanden. Heute dient das Schlössl der Katholischen Akademie als Gästehaus.

Der Schwabinger Geist hat also von Anfang an viel Französisches in sich aufgenommen. Albert Langen gründete seinen erfolgreichen Buchverlag in Paris; die Satirezeitschrift des *Gil Blas illustré* war das Vorbild für Langens *Simplicissimus* und seine Dichter



oben Der *Simplicissimus* entstand nach einer Pariser Idee.

Frank Wedekind, Ludwig Thoma, Thomas Mann sowie die Zeichner Thomas Theodor Heine, Olaf Gulbransson und Karl Arnold. Verlag und Zeitschrift siedelten 1895 von der Seine an die Isar um, und Albert Langen wurde der wichtigste Arbeitgeber der Schwabinger Bohème. Französische (und skandinavische) Literatur spielte damals eine große Rolle in Deutschland. Marcel Prévost machte mit seinen *Demi-Vierges* (Halbjungfrauen) 1895 Furore, und noch vor den ‚Klassikern‘ Anatole France, Guy de Maupassant und Emile Zola (den Heinrich Mann übersetzte und sehr schätzte) war Prévost mit 36 Buchtiteln der Star unter den insgesamt 116 Über-



oben Montmartre in Schwabing. Titelzeichnung für den Schwabing-Roman der Gräfin Reventlow von Alphons Woelfle (1913).

setzungen aus dem Französischen im Verlag Albert Langen. Als fleißigste Übersetzerin erwies sich dabei die schöne Franziska (Fanny) Gräfin zu Reventlow, eine aus Norddeutschland nach Schwabing geflohene Lebenskünstlerin, die teilweise im Akkord schuftete, um mit den Übersetzungen sich und ihren außerehelichen Sohn Rolf, genannt Bubi oder die Maus, durchzubringen, aber immer brillante Arbeit ablieferte. In dem erst in diesen Tagen abgerissenen, legendären Eckhaus an der Kaulbachstraße 63 lebte sie, ganz modern, zwischen 1903 und 1906 mit mehreren Männern in einer Wohngemeinschaft mit verteilten Aufgaben zusammen. Ein junger Mann namens Franz Hessel war in dieser Runde eine Art Minnesänger, der freilich Liebespaaren lieber zusah als selbst ins Geschehen einzugreifen. Er ging der Gräfin ebenso auf die Nerven wie seiner späteren Frau Helen Grund, die ihn verständlicherweise mit dem französischen Autor Henri Pierre Roché betrog. Roché verwandelte diese ménage à trois 1953 in seinen ersten (und einzigen) Roman *Fules et Jim*, der wiederum das Drehbuch bildete für den gleichnamigen Film (1962) von François Truffaut. Franz Hessel war es aber auch, der zusammen mit seinem Freund Walter Benjamin 1927 die ersten Romane der *Recherche* Marcel Prousts übertrug; und seine Liebe zu Paris war so groß, dass man den Flaneur Hessel in Berlin auch an schönen Sommertagen mit einem aufgespannten Regenschirm durch die Straßen gehen sah; als Grund dafür soll er angegeben haben: »Es regnet in Paris!«

DIE ZWEITE PARISER Übernahme nach der Satirezeitschrift war das Kabarett. Marc Henry, der künstlerische Direktor der seit 1901 in der Türkenstraße 28, im Hinterhaus des Gasthofs *Zum Goldenen Hirschen* (also in der noblen Maxvorstadt) auf einem alten Fechtboden mit Poesie und Musik exekutierenden *Elf Scharfrichter*, war vorher Conférencier im Pariser *Chat noir* gewesen. Seine Lebensgefährtin war die aus Lothringen stammende Chansonnière Marya Delvard, die den Part der »Muse von Montmartre«, Yvette Guil-

Glacéhandschuh die Schlanke umschließt, verleiht die Kunst ihres Vortrags abwechselnd die Schleppe der Tragödin und die Schellen der Pierrette.« So befand die Münchener Zeitung am 1. Oktober 1902 und pointiert die Bühnenpräsenz der Diseuse ähnlich prägnant wie Th. Th. Heine auf seinem Plakat.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERSTÄNDIGUNG, das war in Schwabing schon früh gelebter Alltag. Die Zeitschrift *Die Insel*, von millionenschweren Studenten (ja, das gab es damals schon!) namens Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder 1899 in einem Palais am Siegestor (Leopoldstraße 4/0) begründet und von alten Redaktionshasen wie Otto Julius Bierbaum und Franz Blei wenigstens bis 1901 über Wasser gehalten, präsentierte neben englischen Newcomern und Künstlern auch die französischen Briefe des Abbé Galiani und Texte des jungen André Gide. Heymel war der Adoptivsohn eines reichen Bremer Konsuls gewesen und konnte sich als



oben Th. Th. Heine Marya Delvard als Frontfrau der Elf Scharfrichter. Programmheft vom März 1903

bert, übernahm. In einem engen engen schwarzen Kleid stand sie auf der Bühne, »halb Somnambule, halb Leiche« (Hans Carossa), und hatte mit Frank Wedekinds Lied von der lebenslustigen Ilse bereits am ersten Abend im April 1901 einen durchschlagenden Erfolg. Bayern und Frankreich trafen sich in diesem »Sälchen« für gerade einmal 80 Gäste auf besondere Weise, wenn die Delvard Lieder von Wedekind, Bierbaum oder aus *Des Knaben Wunderhorn* sang: »Marya Delvard ist die geborene Interpretin dieser in Ernst und Scherz deutschen Chansons. Der schwarzen Sammtrobe, die wie ein



oben Wassily Kandinskys Titelholzschnitt für den Blauen Reiter (1912).

»Prinz Kuckuck« (Bierbaum) solch ein Luxusleben leisten. Dass *Die Insel* wie nebenbei ein erstes Zeichen für einen europäischen Geist setzte, fiel kaum auf. Europäerin des Geistes war auch die wunderbare Annette Kolb, Münchener Tochter einer Pianistin aus dem Elsass und eines bayerischen Hofgärtners. Sie debütierte 1899, als 29-jährige, mit *Kurzen Aufsätzen*, die auf Deutsch und Französisch zugleich erschienen. Ihr zweites Buch, die »Sieben Studien«,

verlegte der Buchhändler Jaffe an der Brienerstraße unter dem schönen, die Völker verbindenden Titel *L'Âme aux deux patries*. Annette Kolb hat sich diese beiden Seelen ein Leben lang bewahrt; dem entsprechend hat sie in Thomas Manns Exilroman Doktor Faustus (1947) auch einen Auftritt als »Jeannette Scheurl«. Ihre enge Freundschaft mit dem Elsässer Kollegen René Schickele stand im Zeichen eines friedlichen Europa.

EINE ELSÄSSISCHE MUTTER hatte auch der Münchener Maler Franz Marc, der zusammen mit dem Russen Wassily Kandinsky im Jahr 1912 den Almanach *Der Blaue Reiter* herausgab. Der Band ist der Höhepunkt der Kunstentwicklung in München vor



oben Marcel Duchamp, München 1912, Foto von Heinrich Hoffmann.

dem Ersten Weltkrieg; darin wird der Kunstbegriff erweitert; nicht nur europäische, auch außereuropäische Kunst wird hier gleichwertig neben Zeugnisse alter Hochkulturen aus China, Indien und Ägypten gestellt. In diesem Band berichtet Roger Allard über »Die Kennzeichnung der Erneuerung in der Malerei« am Beispiel junger französischer Maler. Einer davon sollte später der berühmteste Gegen-Künstler des 20. Jahrhunderts werden: Marcel Duchamp. Er kam damals für vier Monate, von Juli bis Oktober 1912, nach München und logierte in der Barerstraße 65/II. (Den Grundriss dieser Wohnung hat im vergangenen Jahr der Münchener Künstler Rudolf Herz in eine Betonplastik umgesetzt, die für eine Weile südlich der Alten Pinakothek auf einer Wiese stand: ein monumentales ready made!) Duchamp erwiderte damals den Besuch eines bayerischen Malerfreundes, des Zügel-Schülers Max Bergmann aus Haimhausen, den Duchamp 1910 im Pariser Café du



oben Postkarte von Marcel Duchamp an Max Bergmann aus Herne Bay, England, August 1913.

Dôme kennengelernt hatte. In dieser Zeit malte Duchamp einige Werke von größter Bedeutung für seine Kunst. In München entstanden im Sommer 1912 zwei Gemälde: *Der Übergang von der Jungfrau zur Braut* und *Braut*, die den Höhepunkt und zugleich den Abschluss der Karriere Duchamps als Maler bilden. Mit der ersten Zeichnung für *Die Braut von den Junggesellen entkleidet* zum Thema »Mechanismus der Scham« bereitet er sein Schlüsselwerk *Das große Glas* (1915–1923) vor, das die bisherigen Grenzen innerhalb der Malerei nach allen Richtungen sprengte. Besonders pikant ist, dass Duchamp sich damals im Atelier des Fotografen Heinrich Hoffmann an der Schellingstraße 50 (das Rückgebäude existiert noch heute) porträtieren ließ; Hoffmann avancierte später zum Leibfotografen Hitlers und beschäftigte eine Angestellte namens Eva Braun, die spätere Frau Hitler. Zurück in Paris, gab Duchamp die Malerei auf und verdiente sein Geld als Gehilfe in einer Bibliothek. Zwei Kunstwelten hatten sich in Paris und München kurz berührt; sie trafen sich danach nie wieder.

MIT DEM CAFÉ DU DÔME konnte das Café Luitpold an der Brienerstraße sicher nicht konkurrieren, auch wenn es vielleicht prächtiger ausgestattet war. Erst recht kam dagegen das verbrauchte Wiener Café Stefanie in der Maxvorstadt nicht an. Einer seiner Besucher war der spätere Diplomat und Dramatiker Jean Giraudoux, der im Mai 1905 als Student der Germanistik mit einem Stipendium für einen fast zweijährigen Aufenthalt nach Deutschland gekommen war. Zehn Monate des ersten Jahres wohnte Giraudoux sogar über dem Café Stefanie, genannt Café Größenwahn, dem Treffpunkt der Schwabinger Bohème in der Maxvorstadt an der Ecke Amalien-/Theresienstraße. Er lernte dort u. a. die Dramatiker Frank Wedekind und Josef Ruederer kennen, mit denen er auch später viele Briefe wechselte. Über diese Briefe, die in der Stadtbibliothek München (Monacensia) erhalten sind, geht es direkt in die wundersame Geschichte *Siegfried et le Limousin* (*Siegfried oder die zwei Leben des Jacques Forestier*, 1922). Das Thema der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Vertrag von Versailles hat Giraudoux darin vielfach anhand des Siegfried-Motivs variiert. Der Roman um die Doppelexistenz des Jacques Forestier – er hat im Krieg sein Gedächtnis verloren und arbeitet jetzt unter dem Namen Siegfried von Kleist als Redakteur der angesehenen *Frankfurter Zeitung* – bietet im dritten Kapitel kuriose Erinnerungen an München vor 1914,

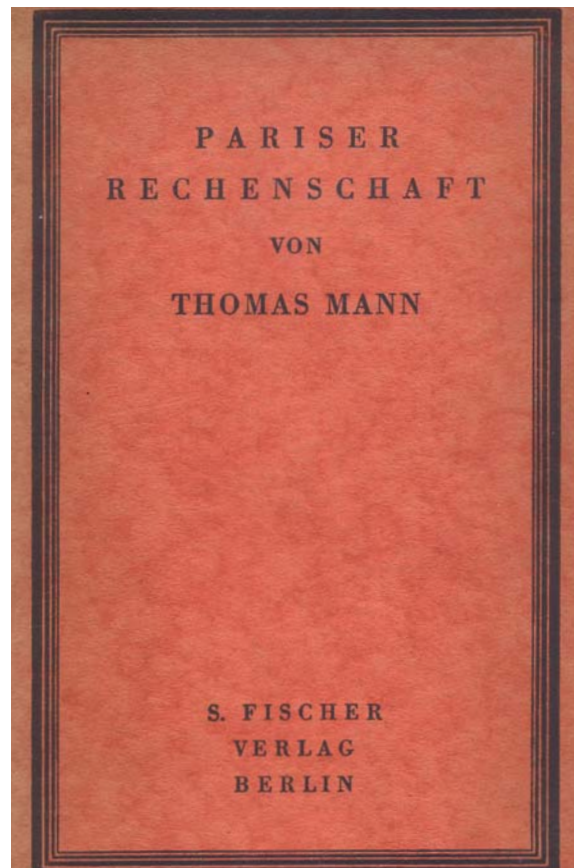
das damals allerdings auch schon nicht mehr richtig wirklich war: »Doch verschwunden Wedekind und sein rheumatismushelender Zitteraal; verschwunden auch (Ludwig) Thoma und seine mechanische Stirnklammer ... ich stieg die Treppe mit dem Kupfergeländer hinauf, an dem, des Geräuschs der Eheringe wegen, der Besitzer des Nachts die verheirateten Männer erkannte und läutete ... ich erkannte nicht nur die Klingel wieder, auch meine Art zu läuten...«.

DER DICHTER RAINER MARIA Rilke stammte zwar aus Prag, aber seine Studentenjahre hatte er um 1900 in München verbracht. Über das Künstlerdorf Worpswede bei Bremen ging er als Sekretär des Bildhauers Auguste Rodin nach Paris, lernte dort eine neue Modellieretechnik für seine ‚Dinggedichte‘ und zeigte 1907 in dem Band *Neue Gedichte*, was er damit meinte, wenn er etwa die Gefangenschaft des Panthers im Jardin des Plantes in seine Zeilengitter bannte. Eine große Rolle spielte für Rilke auch der Maler Paul Cézanne; ebenso für Paul Klee, der 1905 auf einer Reise nach Paris 1905 das Werk Cézannes als Vorbild und Ansporn für die eigene Richtung erkannte. In dieser Zeit 1906/07 war zudem Wassily Kandinsky mit seiner Malerschülerin und Geliebten Gabriele Münter in Paris unterwegs. Später, zwischen 1909 und 1914, wohnten Klee und Kandinsky sowie Klee und Rilke als unmittelbare Nachbarn in der Schwabinger Ainmillerstraße (32-36); nur Rilke und Kandinsky haben sich wegen des Ersten Weltkrieges dort nicht auch so spontan kennenlernen können. Und über eine Begegnung der beiden im Café du Dôme ist leider nichts bekannt.

Schon vor 1900 war Paris entscheidend auch für den Dichter Stefan George aus Bingen am Rhein geworden, der sich am symbolistischen Dichter Stéphane Mallarmé orientierte. In Schwabing wohnte George später bei seinem Freund, dem Dichter Karl Wolfskehl aus Darmstadt, in einer Dachwohnung des Hauses Römerstraße 16 und ließ dort Feste im Alt-Florentischen oder gleich Alt-Römischen Stil feiern. La Douce France kam hier leider nicht mehr zu Ehren.

Engste Beziehungen unterhielt dagegen der Schriftsteller Heinrich Mann schon lange vor 1914 nach Paris. Während der Kriegsjahre versuchte ihm sein vier Jahre jüngerer Bruder Thomas in München in einem dicken Band mit dem Titel *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918) nachzuweisen, dass das Französische für das Politische stehe und jemand als »Zivilisationsliterat« für die Kunst nicht mehr in Frage komme. Diese Einstellung, die in ihrer Einseitigkeit freilich schon in den *Betrachtungen* selbst in Frage gestellt worden war, revidierte Thomas Mann bereits 1922 mit seinem Bekenntnis nicht nur zur Republik, sondern auch zum tatkräftigen Vermitteln zwischen den vermeintlichen ‚Erbfeinden‘. Im kultivierten Paris verstand man ihn schneller und gründlicher als im verstockten München, wo man einen ebenso unverbesserlichen Konservativen ihn ihm sehen wollte, wie es diejenigen waren, die sich damals anschickten, den Faschistenführer Hitler als neuen Heilsbringer zu unterstützen.

THOMAS MANN DAGEGEN machte sich auf und fuhr nach Frankreich. Eines seiner schönsten Bücher, die *Pariser Rechenschaft* (1926), ist ein Bericht darüber, wie es für ihn aus dem »Münchener Arbeitszimmer und Isarufergehölz nicht unvermittelt in die Pariser Aktion« gegangen ist. Der Reisebericht führt die Stationen auf, auf



oben Thomas Mann »Pariser Rechenschaft« (1926).

dem Weg nach Paris, in Paris, wiedergesehen nach 15 Jahren, noch dieselbe »milde, halbdurchsonnte, silbrig neblige Pariser Luft – aromatisiert freilich jetzt durch die Dünste der Autos« – die Bouquinisten, die Tuileries, aber auch die Professoren, die zu causerien (plaudern) verstünden, »causer, man denkt daran, dass unser ‚kosen‘ kein anderes Wort ist als dieses, und auch einmal ‚reden‘, ‚verhandeln‘ bedeutet hat« – man ist mitten in der Hohen Schule der Diplomatie. Reden, Gegenreden, das Bekenntnis zu Europa, Gemeinsamkeiten, Unterschiede, das ganze schmale Buch (121 Seiten) ist selbst ein Musterbeispiel für dieses Causieren, ist Literatur, die so tut, als sei sie nur ein ganz persönlicher Bericht (was sie unter anderem ja auch ist), und ist auch heute noch, unabhängig von aller damaligen Zeitgebundenheit, in der Lage, sanft und bestimmt die deutsch-französische Annäherung, das Leben im Anderen, beispielhaft aufzuzeigen. Ein Grundkurs in Diplomatie, jederzeit und überall lesbar und lernbar.

Dr. Dirk Heißerer, Literaturwissenschaftler und Autor, veranstaltet seit 1988 literarische Spaziergänge und Exkursionen zwischen München und dem Gardasee. Seit 1999 ist er erster Vorsitzender des Thomas-Mann-Forums München e. V. und gibt die neue »Thomas-Mann-Schriftenreihe« heraus. Soeben erschien im Wallsteinverlag die von Heiße

ENTREE AMIS

Frankreich als Wissenschafts- und Forschungspartnerland

Text: Axel Honsdorf

Es ist gutes Allgemeinwissen, dass unsere bayerische Geschichte und unsere Kultur mit Frankreich auf das engste verbunden sind. Die Entstehung des bayerischen Königreichs als Spätfolge der französischen Revolution, die Verwaltungsreform eines Grafen Montgelas und Schaffung eines modernen Bayern nach französischem Vorbild, die liebgewonnenen Spuren der französischen Sprache im Bayerischen: Vieles erinnert uns noch heute an die Wirkkraft dieser außergewöhnlichen Verbindung. Nur zu verständlich, wenn wir auch im Wissenschaftsbereich Spuren dieser besonderen Beziehungen finden. Die Vorgängerin der Technischen Universität München, die »Polytechnische Schule« 1868, gegründet vom technikbegeisterten König Ludwig II., entstand z. B. nach dem Vorbild der französischen Ingenieurschulen.

Folgt man dem Blick in die Gegenwart, stellt man leicht fest, dass die französische Hochschullandschaft für bayerische Studierende – trotz schwindender französischer Sprachkenntnisse – ungebrochen attraktiv ist. Frankreich ist das erste Zielland für den Erasmus-Austausch. Auch im Bereich des Wissenschafts- und Forschungsaustauschs gilt Frankreich als exzellenter Partner: 30% aller Projekte mit deutscher und französischer Beteiligung im Rahmen

des 7. Forschungsrahmenprogramms fallen auf bayerische und französische Forschertandems. (Quelle: Bayfor)

Im Folgenden soll anhand einiger Beispiele die aktive bayerisch-französische Wissenschaftskooperation beleuchtet werden.

VORGESTELLT:
PROF. DR. ANNE-LAURE BOULESTEIX



Mit über 25.000 im Generalkonsulat München erfassten französischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürgern verfügt Bayern über die größte französische Auslandsgemeinde in Deutschland. Neben den Wirtschaftsstandorten

Erlangen/Nürnberg und München sind es insbesondere die exzellenten bayerischen Wissenschaftseinrichtungen, die Forscherinnen und Forscher aus dem Partnerland kurzfristig oder dauerhaft anziehen, darunter auch Professor Dr. Anne-Laure Boulesteix. Die 34-jährige Preisträgerin des Theresen-von-Bayern-Preises und des renommierten deutsch-französischen Gay-Lussac-Humboldt-Preises arbeitet seit 2009 als Professorin für »Computational Molecular Medicine« an der LMU München. Nach einem Doppeldiplomstudium der Ingenieurwissenschaften an der Ecole Centrale Paris und der Mathematik an der Universität Stuttgart promovierte sie 2005 in München über »Dimension Reduction and Classification with High-Dimensional Microarray Data« und verfasste ihre Habilitation an der Universität Evry Val d'Essonne. Dazwischen lagen Lehr- und Forschungstätigkeiten an beiden Münchener Universitäten und an der Ecole Centrale Paris. Ihr

Foto: LMU

Arbeitsbereich sind biostatistische Methoden in der Bioinformatik und der Medizin.

Aufgrund ihrer deutsch-französischen Biographie stellt sie immer wieder fest, wie Kommunikationsschwierigkeiten im Dialog zwischen französischen und deutschen Wissenschaftlern auftreten, die oftmals aus den sehr unterschiedlichen Lebensläufen sowohl während des Studiums als auch im akademischen Berufsleben und den daraus entstehenden unterschiedlichen Mentalitäten und wissenschaftlichen Kulturen resultieren. »Aber genau das macht auch den Reiz aus, für denjenigen, der sich traut, den Sprung ins andere Land zu machen«, so Boulesteix. »Als Mutter von drei Kindern erlebe ich hautnah den täglichen Spagat für junge talentierte Frauen im deutschen Wissenschaftsbetrieb. Die Vorzeichen in Deutschland ändern sich aber seit einiger Zeit. Heutzutage ist es etwas einfacher und aus organisatorischer Sicht leichter als noch vor 10 Jahren, als frischgebackene Mutter wieder arbeiten zu gehen.« In dieser Hinsicht habe sich Deutschland dem französischen Modell angenähert. Trotzdem bemängelt sie, dass es für Wissenschaftler in Deutschland nach wie vor schwieriger sei, eine Familie zu gründen. »Es gibt nach wie vor vergleichsweise wenige feste Stellen«, stelle Boulesteix fest, »gleichzeitig wird ein hohes Maß an Mobilität erwartet.«

»NAO« – DER KLEINE FRANZÖSISCHE FREUND

Ist der aber niedlich! Egal ob die Wissenschaftler um Professor Dr. Gordon Cheng den kleinen Roboter bei der Kindermesse Forscha in München, am Tag der offenen Tür der TU München oder dem französischen Premierminister Jean-Marc Ayrault im Rahmen seines Besuchs im April 2013 in Bayern präsentieren: Der kleine Sympathieträger treibt allen ein Lächeln ins Gesicht. So manch ein Kind würde ihn am liebsten wie ein Stofftier nach Hause mitnehmen und könnte so für die Technik begeistert werden. Dabei wird »Nao«, der bei der französischen Firma Aldebaran entwickelt wurde, vornehmlich für ernsthafte



links Staatsminister Dr. Heubisch, Dr. John Nassour, Professor Dr. Gordon Cheng, Premierminister Jean-Marc Ayrault, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wolfgang A. Herrmann

wissenschaftliche Forschung eingesetzt. So wird beispielsweise am Institut für Kognitive Systeme von Professor Dr. Cheng untersucht, wie ein Roboter laufen lernt oder bei Frau Prof. Dr. Dongheui Lee, Dynamische Mensch-Roboter-Interaktion für Automatisierungstechnik (HRI), wie menschliche Bewegungen imitiert werden können. Der etwa 60 cm große humanoide Roboter erkennt die aktuellen Bewegungen des Menschen, kann sie nachahmen und zukünftige Bewegungsabläufe und Bewegungsbahnen vorhersagen. Das kann er so gut, dass ein Team aus französischen und Münchener Wissenschaftlern ihn und einige seiner kleinen Kollegen im nächsten RoboCup – der jährlichen Weltmeisterschaft im Roboterfußball – einsetzen werden.

SAG MAL »ORDINATEUR« – EIN DOKTORANDEN-KOLLEG IN PASSAU

Hand auf's Herz: wer denkt nicht bei Computer an diverse Anglizismen. Betritt ein Besucher den Lehrstuhl für verteilte Informationssysteme von Professor Dr. Harald Kosch an der Universität Passau, wird er jedoch von der französischen Tri-



links Nachwuchswissenschaftler des Doktorandenkolleg »Multimedia Distributed Pervasive Secure Systems« (MDPS)

kolore an den Türen und französischer Konversation in so manchen Besprechungszimmern überrascht. Schnell wird deutlich, dass das Multimedia Distributed Pervasive Secure Systems (MDPS) Doktorandenkolleg eine Besonderheit in der englisch geprägten Zunft der Informatiker darstellt. MDPS



Raoul Mille –
Frankreichs
Wissenschaftsvertreter in Bayern

Monsieur Mille arbeitet für das Französische Außenministerium als sog. attaché de coopération scientifique et universitaire en Bavière. Nach Auslandsstationen in Finnland und Österreich ist der gelernte Forstwirt seit knapp zwei Jahren in Bayern. Seine Aufgabe ist die Intensivierung der Kooperationen in Forschung und Lehre zwischen Universitäten in Bayern und im Partnerland.

bietet Doktoranden der Informatik an der Universität Passau, der INSA Lyon (Frankreich) und der Università degli Studi di Milano (Italien) die Möglichkeit, gleichzeitig zwei Dokortitel in zwei der drei Mitgliedsländer zu erwerben, sog. Cotutelle de thèse. Die Dissertationen behandeln Teilbereiche des gemeinsamen Forschungsprogramms. Haupt-

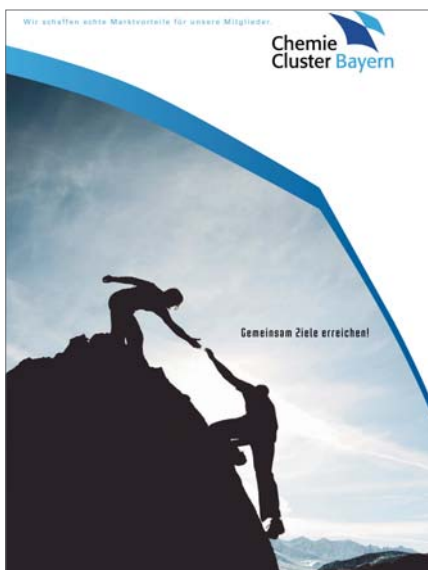
augenmerk liegt dabei auf dem Bereich Multimedia mit den drei Unterdisziplinen »Verteilte Systeme«, »Pervasive/Mobile Systeme und »IT-Sicherheit«. Die Doktoranden verfassen ihre Arbeiten abwechselnd an ihren Partnerhochschulen und werden hierbei von zwei Professoren aus zwei Ländern gemeinschaftlich betreut. Außerdem finden bereits seit fünf Jahren halbjährlich Workshops mit Seminaren und Gastvorträgen von Experten aus Industrie und Forschung statt, bei denen sich die Doktoranden über ihren aktuellen Forschungsstand austauschen können. Kürzlich wurde das MDPS-Doktorandenkolleg um einen Doppelmaster der Informatik (IFIK) ergänzt, der die Studenten gezielt auf eine Promotion am MDPS Doktorandenkolleg vorbereitet.

Die beiden Triebfedern des Kollegs, Professor Dr. Kosch und sein Lyoner Kollegen Professor Dr. Lionel Brunie, sind Virtuosen auf der Klaviatur der deutsch-französischen Wissenschaftsinstrumente: Zum Aufbau des Graduiertenkollegs haben sie alle möglichen Ausschreibungen und Fördermittel, über PROCOPE, DFG/ANR bis hin zu Mitteln des BFHZ und der Deutsch-Französischen Hochschule, eingesetzt, um die Finanzierung des Kollegs und die Förderung der Doktoranden zu sichern. Nach 5 Jahren Arbeit entstand so ein kleines Meisterwerk, das man in dieser deutsch-französischen Ausprägung nur in Passau finden kann.

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE CLUSTERKOOPERATION AUSSERHALB EUROPAS: EINE NEUE QUALITÄT DER ZUSAMMENARBEIT

Durch die Entwicklung neuer nationaler Akteure im Bereich Innovation und Technologietransfer ergeben sich auf internationaler Ebene zahlreiche neue Kommunikationswege und Kooperationsmöglichkeiten. Das Chemie-Cluster Bayern verfolgt eine explizite marktorientierte Internationalisierungsstrategie, bei dem das Partnerland Frankreich und französische Clusterstrukturen, die sog. pôles de compétitivité, einen wichtigen Platz einnehmen.

Eine neue Qualität der Clusterkooperation wurde z. B. durch das EU-Projekt »Wiintech« geschaffen: Hier finanziert die Europäische Union in ihrem »Competitiveness and Innovation Framework Programme« den Aufbau neuer Partnerstrukturen mit Industriestandorten in Brasilien, Indien, den USA und Japan. Unternehmen aus diesen Ländern sollen als Kunden oder Technologiepartner europäischer Mittelständler im Bereich Clean-Tech gewonnen oder für ein Investment in Europa interessiert werden. Das Besondere an diesem Projekt: Die Koordination wird durch eine französische Regierungseinrichtung geleistet, die Direction générale de la compétitivité, de l'industrie et des services (DGCIS) des Ministère du redressement productif. Das Projekt bewirbt aber gleichermaßen Produkte des französischen Clusters Plastipolis, des Chemie-Clusters Bayern und sechs weiterer Cluster aus Italien, Spanien, Portugal, England und Österreich. In den außereuropäischen Zielregionen arbeiten Standortmarketing-Gesellschaften und Konsulate der beteiligten Länder zusammen, um den Zugang zu lokalen Industriepartnern zu eröffnen –





Dr. Hannemor Keidel –
die bayerische »Madame France«

Frau Dr. Keidels Verbindungen sind vielfältig: Sie ist Vorstandsvorsitzende des BFHZ, Mitglied des Hochschulrates der Deutsch-Französischen Hochschule und Beauftragte des Präsidenten der TU München für die Wissenschaftsbeziehungen mit Frankreich. Für diese Tätigkeit ist sie kürzlich mit dem hohen französischen Orden der Ehrenlegion sowie dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden.

unabhängig davon, ob diese Unternehmen letztlich mit Clustermittgliedern aus Frankreich, Deutschland oder anderen Ländern zusammenarbeiten. Der gemeinsame Auftritt deutscher und französischer Cluster außerhalb Europas verspricht ein Erfolgsmodell für effizienten, weltweiten Technologietransfer zu werden – und ist ein eindrucksvoller Beweis für gemeinsame Wettbewerbsvorteile der Innovationsnetzwerke beider Länder.

Nähere Informationen zum Wiintech-Projekt finden sich auf den Internetseiten des Chemie-Clusters Bayern unter: www.chemiecluster-bayern.de

Ass. jur. Axel Honsdorf,
lic. en droit, ist Geschäftsführer
des Bayerisch-Französischen
Hochschulzentrums.

Bayerisch-Französisches Hochschulzentrum (BFHZ) / Centre de coopération universitaire franco-bavarois (CCUFB)

»Nichts ist möglich ohne die Menschen, nichts ist dauerhaft ohne Institutionen.« Jean Monnet

Mit der Gründung von bislang sechs Hochschulzentren setzt Bayern im Rahmen der internationalen Hochschul- und Forschungszusammenarbeit auf eine Strategie der regionalen Privilegierung. Als erstes Hochschulzentrum wurde 1998 das BFHZ als gemeinsame Einrichtung der Technischen Universität München und der Ludwig-Maximilians-Universität München gegründet. Das Zentrum dient als Internationalisierungsinstrument für alle bayerischen Universitäten und Hochschulen sowie für alle französische Hochschulen und grandes écoles. Seine Tätigkeitsbereiche umfassen u. a. ein weitreichendes Beratungsangebot für Studierende, Wissenschaftler und Hochschulen, die Förderung und Begleitung von Kooperationsprojekten bayerischer und französischer Hochschulen in Lehre und Forschung sowie die Förderung von Auslandsstudien- und Forschungsaufenthalten von Studierenden und schließlich die Durchführung von Veranstaltungen im deutsch-französischen Kontext.

Finanziell wird das Zentrum durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst sowie durch das französische Außenministerium getragen. Das Förderprogramm konzentriert sich hauptsächlich auf zwei Projekttypen: Zum einen Initialförderung für Vorhaben, die ein Entwicklungspotenzial zu umfangreicheren deutsch-französischen Kooperationsprojekten haben. In der Vergangenheit konnten so zahlreiche Projekte etabliert werden, die im Anschluss an eine Förderung des BFHZ durch die Europäische Union, hochschulinterne Mittel oder durch anderweitige Fördergeber finanziert wurden. Ein besonderes Augenmerk gilt in diesem Programm der Einbeziehung von jungen Forschern und Forscherinnen. Zum anderen unterstützt das Hochschulzentrum den Anschlag neuer Kooperationsformen, die der Festigung und engeren Zusammenarbeit zwischen Hochschulen und Forschergruppen dienen. Hervorzuheben sind hier insbesondere Vorhaben in der Lehre, z. B. der Aufbau neuer integrierter Studiengänge, d. h. Studiengänge, die zum Erwerb zweier nationaler Abschlüsse führen. Bayerische Universitäten und Hochschulen bieten zurzeit insgesamt 50 integrierte Studiengänge an, viele davon unter dem Dach der Deutsch-Französischen Hochschule.

So konnte das BFHZ seit seiner Gründung insgesamt 541 Anschubfinanzierungen für bilaterale Kooperationen im Bereich der Lehre und Forschung vergeben. Deren Mittelwert betrug ca. 3.000 Euro. Die Fördersumme umfasst Mobilitätsbeihilfen für Nachwuchswissenschaftler und Hochschullehrer, jedoch keine Infrastrukturmittel. Zurzeit wird eine Forschungskartografie zwischen Bayern und Frankreich erarbeitet, die einen visuellen Blick auf die engen Beziehungen der beiden Hochschul- und Forschungslandschaften ermöglicht.

Neben den Kernaufgaben im Bereich des personenbezogenen Wissenschaftler austauschs unterstützt das Zentrum jährlich ca. 40 Studierende aus Frankreich bzw. Bayern mit Mobilitätsbeihilfen. Seit 2007 ist an die Geschäftsstelle des BFHZ mit Sitz an der TU München direkt ein Hochschulattaché der französischen Botschaft angebunden: eine bundesweit einmalige Konstruktion.



AVISO EINKEHR

IM VORHOF DES HIMMELS: DIE SCHLOSSSTAVERNE IN OFFENBERG

Text: **Richard Loibl**

WER VON REGENSBURG Richtung Passau fährt und das alte Bayern erfühlen will, dem sei ein Halt in Offenberg ans Herz gelegt: ein altes Hofmarksdorf bekrönt von der barocken Schlossanlage über dem Donautal. Sie steht auf den mittelalterlichen Fundamenten einer Ministerialenburg der mächtigen Grafen von Bogen. Sie prägten das Donauland um ihren Stammsitz Bogen, heute ersetzt durch die berühmte Wallfahrt, und ihre Hausklöster Oberalteich und Windberg. Ganz in der Nähe von Offenberg liegt Metten, eines der Urklöster des Benediktinerordens in Bayern – alle im alten Landgericht Mitterfels – die adel- und hofmarkreichste Region Bayerns – Heimat des Rautenwappens. Hier herrschten die alten Rittergeschlechter der Grafen von Bogen noch Jahrhunderte nach dem Aussterben ihrer Herren (1242) und trugen deren Widerständigkeit weiter – die Sattelbogener und Nußberger als Feinde Kaiser Ludwigs des Bayern, die Ecker von Eck als treue Verbündete Kaiser Karls IV. gegen die Wittelsbacher, die Böckler und Löwler im Aufstand gegen Herzog Albrecht IV. von Bayern und viele andere mehr.

Sie alle waren einmal Herren von Offenberg. Lustigerweise haben auch die Erforscher der Grafen von Bogen und ihrer Ritter mit Offenberg zu tun: die beiden Mettener Patres Abt Benedikt Braunmüller (+ 1898) und Wilhelm Fink (+ 1965), der in Offenberg 40 Jahre Pfarrer und viele Jahre Heimatpfleger im Landkreis war, der unvergessene Archivar des Hauses Thurn und Taxis Max Piendl (+ 1989), der als Alterswerk den Historischen Atlas zum Landgericht Mitterfels hinterließ, und auch meine Wenigkeit. Ich habe vor allem mit der Taverne zu tun. Als Bub und dann junger Student begleitete ich meinen Vater, Metzgermeister in Hengersberg und Heimatpfleger des Landkreises Deggendorf, öfters nach Offenberg – wo zuerst der Deggendorfer Arzt Sigi Molz und dann das Ehepaar Hella und Heribert Engl 1978 bzw. 1986 ein echtes Jahrhundertwerk in Angriff genommen hatten – die Sanierung der alten Hoftaverne. Ohne sie würde dieses herausragende Denkmal nicht mehr stehen.

HERAUSRAGEND IN ZWEIERLEI SINN – die Hofmarkstaverne aus dem 16. Jahrhundert ist ein eminent stattliches

Gebäude mit steilem Satteldach. Von der Dimension her steht es den großen gemauerten Lagerstadeln in den Donaustädten Regensburg, Straubing oder Passau kaum nach. Hinzu kommen jüngere Nebengebäude, die den Wirtsgarten umschließen und ihn zum Innenhof erheben. 2002 wurde er mit seinem alten Kastanienbaumbestand zum schönsten Biergarten des Landkreises Deggendorf gekürt. Konkurrieren kann er mit jedem Wirtsgarten in Bayern. Die Mettener Patres erhoben ihn in himmlische Sphären. Pater Eberhard Streibl rechnete ihn zu den »Vorhöfen des Himmels« – theologisch nicht ganz einwandfrei, weil himmlische Vorhöfe bis dahin unbekannt waren. Aber selbst kritische Theologen werden den Mettener Kollegen verstehen, wenn sie den Wirtsgarten betreten, spätestens, wenn sie auf der Holzkegelbahn eine Runde spielen.

Herausragend zum Zweiten: Die Anlage dokumentiert die Geschichte bayerischer Gastlichkeit und Kultur über 400 Jahre. Begonnen hat es mit einem Multifunktionsbau – die Taverne war herrschaftlicher und kultureller Mittelpunkt der Hofmark. Hierher wurden die Naturalabgaben an die Schlossherren geliefert, eingelagert und weiterverarbeitet. Denn verbunden mit dem Tavernerecht waren Brau- und Brennrecht sowie Backgerechtigkeit. Wir reden hier also von einer »Wirtschaft« im kombinierten Amts- und Brauhaus mit Landwirtschaft, Bäckerei, Gaststube und Festsaal. Gigantisch sind die Keller, heute noch mit eigenem Brunnen, der früher das Brauwasser erbrachte. Der Eiskeller mit seinen meterdicken Mauern zeugt noch von den Zeiten, in denen das im Winter geschlagene Eis den Sommer über das Bier kühl hielt. Steil ist die Kellertreppe und erschließt wieder den alten Trinkspruch »Sauf ma uns zamm!« Wegen einer Maß ging die Kellnerin nicht in den Keller, der Weg musste sich schon rentieren. Hier in der Taverne hatten sich bei Strafandrohung die Hofmarksuntertanen mit Bier und Schnaps zu versorgen. Hier war auch zu feiern: die Tauf, die Hochzeit und der Leichenschmaus; traditionelle Speis' bei der Leich': das Lingerl (oberbayerisch Lüngerl), weil es schnell zu kochen, leicht warm zu halten und im Notfall zu strecken war. Deshalb befindet sich im ersten Obergeschoss der Taverne der beeindruckend große und schöne Saal. Selbstverständlich wurde hier auch zum Tanz aufgespielt, der nach den Gerichtsprotokollen des Landgerichtes Mitterfels durchaus auch in einer wüsten Rauferei enden konnte.



FESTIVITÄTEN WAREN ABER die Ausnahme; der Regelbetrieb fand in der Gaststube im Erdgeschoss statt. Sie erreichte man über die Fletz (Hausgang) mit ihren großen Granitplatten und die Rauchkuchel. Heute mutet die Gaststube gemütlich und heimelig an und wird den Wirtsleuten sicher oft zu klein. Damals brauchte man sie nicht größer, weil im Winter ein kleiner über die Kuchel warmer Gastraum eben gescheiter war als ein großer kalter. Nicht nur der Gastraum, die gesamte Wirtschaft ist wunderbar hergerichtet – mit Liebe und Sachverstand, heimischen Materialien, freundlich und unaufdringlich, fern von oberbayerischer Jodelkultur, die seit den 1950er Jahren auch Niederbayern und selbst Offenberg überschwemmt hat. Die Schlosstaverne ist ein echtes Stück Niederbayern, für das die Familie Engl völlig zu Recht den Denkmalpreis der Hypo-Kulturstiftung erhalten hat. Verdient hätte sie alle Denkmalpreise der Welt. Gäbe es eine niederbayerische Ehrenmedaille, ich würde dafür zuerst diese beiden Münchener vorschlagen. 1994, als das Anwesen zum Verputzen anstand und die alte Sonnenuhr zum Vorschein gekommen war, sagten die Engls gegenüber der Passauer Neuen Presse: »Das wird Niederbayerns schönstes Wirtshaus«; mindestens – möchte man heute kommentieren.

Viele Baudetails gäbe es noch zu würdigen, aber es ist jetzt Zeit – verzeihen Sie dem Historiker seine Weitschweifigkeit – zum Essen zu kommen. Der neue Pächter und alte Küchenchef Alex Attenberger bietet echte niederbayerische Küche, regional und saisonal, mit einem Hauch mediterraner Inspiration – passend zum bodenständigen Anwesen und dessen himmlischen Gastgarten. Es gibt zusätzlich zum regulären Angebot eine Wochenkarte und eine Tafel des Tages. Im Biergarten werden natürlich auch Brotzeiten und kleinere Speisen gereicht. Wir speisten ein »echtes« Wiener Schnitzel aus der Pfanne; eine Anlehnung an die österreichische Küche, die sich auch in den vorzüglichen Nachspeisen wie Kaiserschmarrn und Mohr im Hemd ausdrückt. Kalt gepresstes Olivenöl und Balsamico passen wunderbar zu den üppigen Salaten, die wie das Gemüse von biologischen Betrieben aus der Region stammen. Dazu werden Wachauer und italienische Weine serviert – immerhin war in Offenberg vor der »kleinen Eiszeit« um 1500 auch Wein angebaut worden. Den Biertrinkern seien die Spezialitäten aus der nahen Irlbacher Brauerei der Grafen von Bray-Steinburg ans Herz gelegt.

Dr. Richard Loibl
ist Direktor des Hauses der Bayerischen Geschichte.

MEIN BESONDERER TIPP: ein Tagesausflug auf den Bogenberg mit Blick auf den Gäuboden, Besichtigung der Klosterhofmark Windberg, der Oberalt-eicher Klosterkirche und der Mettener Klosterbibliothek und als krönenden Abschluss in den Gastgarten der Schlosstaverne Offenberg. Wenn Sie im »Vorhof des Himmels« sitzen, trinken Sie auf das himmlische Wohl meiner verstorbenen Kollegen. Sie werden dann verstehen, warum wir uns in einem immer einig waren: Das Herz Bayerns schlägt an der niederbayerischen Donau.

Wegbeschreibung

Offenberg ist über die A3, Ausfahrt Metten zu erreichen. Die Schlosstaverne liegt am Fuß des Schlossbergs.

Schlosstaverne Offenberg

Inhaber: Alex Attenberger
Graf-Bray-Straße 14 / 94560 Offenberg
Telefon: 09906.94 29 00
Telefax: 09906.90 90 03 3
info@schlosstaverne-offenberg.de
www.schlosstaverne-offenberg.de
Öffnungszeiten: Mo.-Mi. Ruhetage, Do., Fr., Sa.
18-24 Uhr, So. und Feiertag 11-24 Uhr

Biergarten

Öffnungszeiten: Do.-Sa. ab 17 Uhr,
So. und Feiertag ab 11 Uhr

EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

LITTERAE LOQUACES

Text: Volker Rieble

WISSENSCHAFTSGESCHWÄTZIGKEIT ist ein erst zu erforschendes Phänomen: Das leichte, von tieferer Gedankenarbeit, aber auch anstrengender Recherche unbeschwerte Dahinparlieren unter gleichzeitiger formaler Behauptung wissenschaftlicher Ernsthaftigkeit ist verstärkt zu vermerken. Früher konzentrierte sich das Phänomen auf Festschriftbeiträge. Den Großordinarius vermutete man ausnahmsweise »selbst am Werk, wenn man seinen hastig übers Wochenende hingeworfenen Festschrift-Beitrag liest, der schon durch seinen »unwissenschaftlichen« Plauderton auffällt.« (Rehbinder, Festschrift Pedrazzini). Für Journalisten ist der Trend von der Recherche zur unangestregten Meinung zur Berufskrankheit geworden. Geplaudert wird viel. In bestimmten Nischen lässt sich durch Wissenschaftsvermischung eine Sonderform geistigen Scheinriesentums erreichen. Wer Verfassungsrecht als Kulturwissenschaft »betreibt«, kann sich einen exquisiten Ruf dadurch erwerben, dass Juristen ihn für einen ernsthaften Paradiesvogel der Kulturwissenschaft halten und umgekehrt. Auffällig wird der Mangel an Ernsthaftigkeit aber dann, wenn ein Vollplagiat als Dissertation gerade auch aus Zeitungsartikeln collagiert im »wissenschaftlichen Bewerbungsprozess« mit der Spitzennote summa cum laude versehen wird. Brutaler kann man sich selbst nicht demontieren.

Womit wir nun bei **BAYREUTH** gelandet sind. Deren Familie Wagner wird kein Psychotherapeut je als einfach einstufen. Im Streit der Familienmitglieder um die Festspiele ist allerdings eine hübsche Volte zu vermerken: Auf einem mit wissenschaftlichem Anspruch von der »EBS Law School« am 23. Februar 2013 veranstalteten »Symposium zu Kulturstiftungen« beschäftigten sich »wissenschaftliche Vorträge« mit der rechtlichen Konstruktion der Festspiele durch Stiftung und Festspiel GmbH. Die Vortragsmanuskripte habe ich gelesen, war aber auf der »Tagung« nicht dabei. Prof. h.c. Dr. Nike Wagner trug zum Thema »Zur Idee und Geschichte der Richard-Wagner-Stiftung« vor und kam zu dem Befund, dass die Stiftungssatzung »juristisch fragwürdig, handwerklich schlecht gemacht, faktisch nicht praktikabel und völlig unzeitgemäß« sei – weswegen juristische »Schwerthiebe die gordischen Verknotungen« aufzulösen hätten. Dass Nike Wagner für sich die Rolle der Skuld (sprachverwandt mit Schuld?) beansprucht, also jener Norme, die aus der Vergangenheit das Normativprogramm der Zukunft ableitet, ist ihr nachzusehen. Als Betroffene und Zukurzgekommene im Nachfolgestreit des Jahres 2008 darf sie sich selbstredend äußern, für sich das erfüllt Geschuldete einfordern und die Familienkonkurrenz als »Päpstin Katharina« in Frage stellen. Nur muss man dies nicht für Wissenschaft halten. Sonst könnte man ohne rot zu werden Ulla Unseld-Berkéwicz (Suhrkamp) auf einer gesellschaftsrechtlichen Tagung über Vertragstreue referieren lassen.

Erkenntnisobjekt ist vor allem das wissenschaftliche Referat. Der Heidelberger Emeritus Erik Jayme beschäftigte sich mit dem Thema »Rechtliche Verfestigungen der Erinnerungskultur – Stiftung und andere Rechtsinstitute Richard Wagner und Bayreuth«. Der Titel ist schon grammatikalisch schwer aufzulösen. Jayme kommt zu dem Befund,



oben Die Nornen aus der Sagenwelt des Nordens.

dass die rechtliche Konstruktion unzureichend sei, 40 Jahre nach der Errichtung der Stiftung den heutigen Anforderungen und dem Stiftungszweck nicht mehr gerecht werde. Dieser Stiftungszweck, der sich darauf konzentriert, das Werk Richard Wagners (»künstlerischer Nachlass«) zu erhalten und das Festspielhaus Bayreuth als Spielstätte dauerhaft zu betreiben, gerate in Konflikt mit der »rechtlichen Ausgliederung von Kernaufgaben der Stiftung und ihrer Übertragung auf eine Festspiele GmbH«. Dabei gewinnt § 8 der Stiftungsurkunde besondere Bedeutung: Dort ist nämlich unter dem Titel »Vermietung des Festspielhauses an Festspielunternehmer« vorgeschrieben, dass das Festspielhaus grundsätzlich an Familienmitglieder zu vermieten sei – wenn nicht »andere, besser geeignete Bewerber auftreten«. Dann aber dürfe –



tungszweck – Schein und Sein der Bayreuther Festspiele« konstatiert gar, der Mietvertrag sei sittenwidrig und damit nichtig, weil die Stiftung erkennbar außerhalb ihres Zweckes agiere. Auch hier wird die aktienrechtliche Holzmüller-Doktrin um Analogie bemüht: Es dürfe nicht sein, dass eine Stiftung »ihren wesentlichen Vermögensgegenstand in eine konzernartige Struktur einbringt, auf die sie nur mittelbaren Einfluss behält«.

JURISTISCH ALLENFALLS ENDOGEN BRILLANT lautet das erste Urteil. Schon Jayme ist ein merkwürdiger Fehler unterlaufen. Aktienrechtlicher Aktionärsschutz ist auf die eigner- und mitgliederlose Stiftung nicht ansatzweise übertragbar. Der Schutz des Stifterwillens vor Zweckverfehlung ist dem Staat und seiner Stiftungsaufsicht anvertraut. Um »Mediatisierung« geht es nicht, es gibt ja in der Stiftung keine Aktionärsversammlung, die dann die maßgebende Entscheidung zu treffen hätte. Aufsichtsrechtliche Erwägungen finden sich im Vortragsmanuskript nicht. Mit Jayme war der Mietvertrag der Stiftung mit der Festspiel-GmbH so lange in Ordnung, als die GmbH allein Wolfgang Wagner »gehörte«. Doch ist dann die Fortsetzung des Mietvertrages mit der veränderten GmbH – unter familienfremden Anteilseignern (Bund, Freistaat und Freundegesellschaft), aber mit familienangehörigen Geschäftsführerinnen Eva Wagner-Pasquier und Katharina Wagner – doch jedenfalls als Entscheidung der Stiftung über einen anderen, besser geeigneten Bewerber zu werten. Dass diese Entscheidung mit der Satzung schlechthin unvereinbar sein soll – das belegt Jayme nicht. Surriler noch ist die von Thomale geäußerte Auffassung, der Mietvertrag sei sittenwidrig und nichtig. Hier trübt zunächst tatsächliche Unkenntnis das Gemüt: Die Stiftung hatte seinerzeit den Mietvertrag nach dem Tode Wolfgangs nicht neu vergeben, sondern weiterlaufen lassen. Mithin blieb der ursprünglich wirksame Mietvertrag so oder so wirksam – weil die Sittenwidrigkeit im Zeitpunkt des Vertragsschlusses zu beurteilen ist (juristische Binse). Die Vorstellung, ein wirksamer Mietvertrag könne vernichtet werden, weil sich die Gesellschafterstruktur der GmbH ändere, ist mehr als kühn. Einen etwaigen Verstoß gegen die Satzung hätte also allein die Stiftungsaufsicht beanstanden können – und der Stiftung aufsichtsrechtlich womöglich aufgeben können, den Mietvertrag zu kündigen (Art. 12 Bayerisches Stiftungsgesetz 2008). Davon abgesehen ist es rechtlich einigermaßen wagemutig, aus solchen Stiftungszwecküberschreitungen die Sittenwidrigkeit abzuleiten, weil das der vom Gesetzgeber bewusst abgelehnten ultra-vires-Doktrin entspricht.

EXOGEN DEFIZITÄR sind jene »Wissenschaftsäußerungen«, weil sie jede Nachforschung im unmittelbar einschlägigen Stiftungsrecht unterlassen und die kulturelle Prägung derart wichtig nehmen – dass sie ganz aus dem Blick verlieren, dass die Bayreuther Festspiele auch ein Wirtschaftsbetrieb sind! Insofern sorgt die Trennung von Stiftung und GmbH zuerst gerade im Sinne der Satzung dafür, dass der festspielunternehmerische Bereich mit den Risiken, Lasten und Anforderungen eines Geschäftsbetriebes von der ideellen Stiftungsorganisation ge-

so Jayme – das Festspielhaus nicht an die Festspiel-GmbH vermietet werden; dadurch werde seit dem Tode Wolfgangs, der als letztes Familienmitglied Alleingesellschafter und Geschäftsführer der GmbH gewesen ist, der gewollte Familienvorrang hintertrieben. Jayme zieht erstaunliche Parallelen zur Aktiengesellschaft, deren Aktionäre von der Rechtsprechung (»Holzmüller-Urteil des BGH«) vor Mediatisierung geschützt werden – so müsse man auch bei einer Stiftung verfahren. Letztlich hält Jayme den derzeitigen Vermietungszustand für einen Verstoß gegen die Stiftungssatzung – weil so in der GmbH Stiftungsangelegenheiten entschieden würden. Schärfer noch geht Dr. Chris Thomale, ein Freiburger Wissenschaftler, mit der Situation ins Gericht: Sein die Thesen von Jayme vertiefendes Manuskript »Der mediatisierte Stif-

trennt bleibt. Noch erstaunlicher ist es, dass Jayme und Thomale keinen Blick auf die inzwischen doch **GUT ERFORSCHTEN UNTERNEHMERISCHEN STIFTUNGEN** werfen. So viel Mühsal wäre Ballast auf dem Weg zu meinungsstarker Wissenschaft. Mit solcher Mühewaltung wären die Autoren (deren Vorträge schon als »Rechtsgutachten« herumgereicht werden) ohne weiteres auf die Carl-Zeiss-Stiftung gestoßen, die ein vergleichbares, aber schärferes Problem hatte: Die von Ernst Abbe errichtete Stiftungssatzung gab nämlich explizit vor, dass die Stiftung selbst und unmittelbar Träger der unveräußerlichen Stiftungsunternehmen (Zeiss und Schott) sein müsse. Eben diese Festlegung wurde 2000 geändert, um für die Unternehmen die Rechtsform der Aktiengesellschaft zu eröffnen. Gegen den Einwand, die Satzungsänderung laufe Stifterwillen und Stiftungszweck offenbar zuwider, meinte das Oberlandesgericht Stuttgart trocken:

»Seit der Gründung der Stiftung im Jahre 1889 haben sich sowohl die allgemeinen rechtlichen als auch die technischen und ökonomischen Grundlagen der Satzung wesentlich geändert. Zurecht hat die Beklagte auf das Vordringen der Kapitalgesellschaft als Unternehmensform, die Fremddorganschaft für unbekannte Kapitalgeber, die erweiterte Mitbestimmung der Arbeitnehmer, die Haftungsausweitung, die Erschwerung der Eigenkapitalbildung durch Steuerlast, die Notwendigkeit, Unternehmenswachstum durch Fremdkapital zu finanzieren ebenso hingewiesen wie auf die Kooperationsbereitschaft in arbeitsteiliger Wirtschaft, die Anpassung an internationale Organisationsformen in der globalen Wirtschaft, die veränderten Wertvorstellungen, die Entwicklung und Nachfrage nach komplexen Produkten nebst kurzen Innovationszyklen und die hohen Sozialkosten. (...) Die Neuregelung des § 37 Abs. 3. gibt die Möglichkeit, die rechtliche Struktur der Stiftungsunternehmen so rechtzeitig in Anpassung an die Umfeldgegebenheiten und in Übereinstimmung mit den bestehenbleibenden Satzungsbestimmungen umzugestalten, dass hierdurch im Falle einer Krise die dann erforderlichen schnellen und effektiven unternehmerischen Entscheidungen getroffen werden können. Dies steht in Übereinstimmung mit dem Stifterwillen, die Stiftungsunternehmen so zu führen, dass eine bestmögliche Gewähr für ihren wirtschaftlich gesicherten Bestand zum Wohle der Mitarbeiter und der Förderung der betrieblichen Geschäftsfelder gegeben ist.«

Hier braucht es keine Satzungsänderung, weil die Trennung von Stiftung und Festspielbetrieb in der Satzung (§ 8) festgelegt ist. Die Satzung sagt auch hier überdeutlich: »Die Festspiele werden von der Stiftung jedoch nicht finanziert oder durchgeführt.« Deswegen kann von Stiftungszweckentfremdung keine Rede sein; der unmittelbare Festspiel-Geschäftsbetrieb sollte nie Zweck der Stiftung sein. Und ebenso wenig sollte die Stiftung selbst künstlerischen Einfluss nehmen: »Der Mietvertrag sichert dem Unternehmer die künstlerische Freiheit.«

Hier lässt sich § 8 mit seinem Vorrang der Familienmitglieder schon durch Auslegung dahingehend präzisieren, dass nicht notwendig die

Familie selbst unmittelbarer Unternehmer sein, sondern maßgebenden künstlerischen Einfluss ausüben soll. Dann aber wäre eine GmbH ungeachtet ihrer Anteilseigner schon dann familiärer Festspielunternehmer, wenn die Geschäftsführer Wagner-Abkömmlinge sind. Über all diese Fragen hätte man in ernster Wahrheitssuche (= Wissenschaft) nachdenken können. Hat man aber nicht. Insofern ist das »Symposium« der EBS eher der ursprünglichen Wortbedeutung zuzuordnen. Insofern gilt das scharfe Monitum: Wer für eine eignerlose Stiftung aktienrechtlich schwadronieren möchte, sollte zuerst das einschlägige Stiftungsrecht zur Kenntnis nehmen. Auch darf die Stiftungssatzung nicht bloß punktuell, sondern muss diese umfassend ausgewertet werden. Diese Schärfe mag jene Autoren erschrecken. Sie ist indes erforderlich: Bayreuth soll nicht zum Synonym für **FEUILLETON-WISSENSCHAFT** werden. Das hat die Stadt, das hat ihre Universität und das haben die Festspiele nicht verdient. Vor allem aber verdient das Stiftungsrecht gerade im Interesse der selbstlosen Stiftungen eine rechtswissenschaftliche Methode, die der Einordnung unter die geschwätzigen Wissenschaften (*litterae loquaces*) entgeht.

Toile lege:

www.bayreuther-festspiele.de/rechtsform_und_finanzierung/stiftungsurkunde_143.html
www.nordbayerischer-kurier.de/nachrichten/heftige_kritik_richard_wagner_stiftung_bei_tagung_wiesbaden_127599
www.allgemeine-zeitung.de/region/kultur/musik/12870957_1.htm
 OLG Stuttgart, Urteil vom 27. Juni 2003 – 5 U 162/02 –, juris
 [Netzquellen abgerufen am 29.5.2013]
 Michael Engel, Die unternehmensverbundene Stiftung (2008)

Volker Rieble

lehrt Arbeitsrecht und
 Bürgerliches Recht an der
 Ludwig-Maximilians-Universität
 München.



Für ein lebendiges Bayern.

Wir machen uns stark für die Menschen
in der Region und engagieren uns
für Gesellschaft, Kultur und Ökologie.

www.bayernwerk.de

bayernwerk

»...über der Schlafstätte der ruhenden Riesen spielt ein gaukelnder Nachtschmetterling«

Unterwegs auf dem Jean Paul Weg in Oberfranken



Text: Renate Just

Nein, in Schwarzenbach hat man nicht »pernoktiert«, wie Rektor Fälbel und seine Primanertruppe, im Töpener Wirtshaus keine verknäulte »Hundeschlacht« ansehen müssen und in Marktleuthen selbstredend keine Hinrichtung eines »hungarischen Deserteurs.« Aber wenn man auf Jean Pauls Spuren durch Bayerns nordöstlichsten Zipfel reist, bepackt mit etlichen Bänden aus seinem uferlosen Werk, dann verfolgt einen ständig das Gefühl, einen ganzen Schweif höchst extraordinärer Gestalten und Begebenheiten aus dem Jean-Paulschen Oberfranken-Kosmos mit sich zu ziehen.

IN DER WALDREICHEN, oft nebelundstigen Landschaft umschwirren sie einen dann alle wie Luftgeister, eine Parallelgesellschaft, aufgestiegen aus Dünndruckseiten: der philterhaft-spinöse Schulmann Florian Fälbel auf seinem abstrusen Bildungsausflug, der abergläubische Quintus Fixlein aus Hukelum, das »Flegeljahre«-Brüderpaar Valt und Vult aus dem Dörfchen Elterlein. Und wenn man vom Hotelbalkon im Fichtelgebirge einen kleinen Leuchtkörper quer über den Nachthimmel sausen sieht, dann kann das für den schwer Jean-Paul-Infizierten eigentlich nur der grimmige Luftschiffer

GiannoZZo sein, der da oben im »rauschenden Nachtluftmeer«, im »kalten Ätherbad« über uns irdische »Allermannseelen« in ihrem »morastigen Krebsloch« hinwegzischt, aus seinem phantastischen Ballonfahrzeug namens »Siechkobel« hochgemut das Posthörnchen blasend über alles, »was da drunten quäkt und schwillt.«

UNTERWEGS IN EINER »GRANIT- UND SCHWARZBROT«-ECKE

Es lässt sich in ganz Bayern wohl kaum eine auratischere, atmosphärehaltigere Dichterreise antreten, als ganz hinauf ins Bayerische Vogtland, das Sechsamterland, das Fichtelgebirge, in den Fußstapfen von Johann Paul Friedrich Richter. Die allerlängste Lebenszeit verbrachte der heuer aus Anlass seines 250. Geburtstags vielfach Gefeierte schließlich in einem sehr überschaubaren geografischen Dreieck von etwa 40 bis 60 km Seitenlänge zwischen Wunsiedel, Hof und Bayreuth. Es ist dies keine Reisegegend, die zurzeit besonders à la mode wäre. Immer schon eine eher bescheidene, abseitige »Granit- und Schwarzbrot«-Ecke, mit dem Ruf, eine Feriendomäne

vornehmlich wackerer Rentnerwandertrupps zu sein, hat die Mittelgebirgsregion von »Bayerisch-Sibirien« heute zu ächzen unter den bekannten Randlagen-Sorgen: Abwanderung, Überalterung, sinkenden Wirtschaftskräften und Tourismus-ziffern. Aber wie so oft: wo's »strukturschwach« ist, da findet es der Reisende auch besonders schön – von einer gelasenen Herbheit und Strenge, nicht sehr aufpoliert, ein wenig gestrig noch und verschont von allzu viel knalliger Innovation. Dünn tröpfelt der Verkehr auf langgedehnten Waldstraßen und über windverblasene Anhöhen, in den schlicht-biedermeierlichen Marktflecken und Ackerbürgerstädtchen mit ihren grausilbrigen Schieferdächern kriecht die Zeit in melancholischer Verschlafenheit dahin – schon auf der Anfahrt verkümmelt sich die »Hatzlage« (ein Wort von Jean Paul) der Gegenwart ganz gemächlich in der nordfränkischen Stille.

EIN WINKELIGES DORF MIT KAFFEEHAUBE

Und dann Joditz, nördlich von Hof tief in den Saalegrund genestelt, ein winkeliges Dorf, von Holzscheunen durchsetzt, mit kaffeehaubenartiger Kirchturmmütze. Hier muss jede Jean-Paul-Tour anheben, das ist sozusagen erstes Gebot. »Im Dorfe war das Alte das Alte«, heißt es in Jean Pauls »Flegeljahren« über den erfundenen Flecken Elterlein, der dem Kindheitsort Joditz nachgebildet wurde. Und bis heute ist das Saaleörtchen von allen Lebensstationen des oberfränkischen Genius wohl die am stimmigsten bewahrte, lassen sich die Jean-Paul'schen Kindheitsbilder aus der wunderbar farbigen, wenn auch idyllisierten autobiographischen »Selberlebensbeschreibung« in Joditz genau nachspazieren. Es ist alles erhalten wie im späten 18. Jahrhundert seiner Bubenjahre: die bäuerlich-naive Ausstattung der protestantischen Emporenkirche, in welcher der Vater predigte, das stattlich-blassgelbe Barockpfarrhaus mit der hohen Mauer, die den kleinen »Fritz« und seine Geschwister strikt von der Außenwelt abschirmte, das hutzelige Zwergschulengebäude, die Felsen- und Auenlandschaft der Flussgründe – und vor allem der vielgeliebte Pfarrgarten jetzt zum bildschönen Fachwerkanwesen von Karin und Eberhard Schmidt gehörig.

EINE LEBENSPASSION IN JODITZ

Die phänomenalen Schmidts mit ihrer abgründigen und ausgefuchsten Jean-Paul-Kennerschaft, mit ihrer nicht ganz ironiefreien liebevollen Obsession dem literarischen Hausgott gegenüber, sind für Jean-Paulianer aus aller Welt der Hauptgrund, das winzige Joditz anzustreben. Die beiden jugendlich-lässigen Sechziger, bibliomane Ex-Buchhändler und Ex-Lehrerin aus dem nahen Hof, sind dem als schwer lesbar und überkomplex beleumundeten Dichter irgendwann verfallen, wie es vielen erging: »man findet nicht ganz leicht hinein aber dann nie, nie mehr hinaus.« Und sie gerieten mit dem Kauf ihres zunächst ruinösen, jetzt hochidyllischen Joditzer Anwesens gleich mittenmang in ihren literarischen Lebens-topos. Aus ihrer privaten Passion schufen sie im originalen Richter'schen Pfarrgarten, wo der kleine Jean Paul in der Laube seine Lateingrammatik gebüffelt hatte und »im Hemdta-



oben Jean Paulianer auf dem Weg mit Jean Paul persönlich.



oben Das Jean Paul Museum in Joditz mit aficionado Eberhard Schmitz.



oben Bibliothek im Jean Paul Museum in Joditz.

lare« zwischen den Johannisbeeren herumgesprungen war, eines der charmantesten Literaturmuseen des ganzen deutschen Sprachraums. Jedes Detail zu Jean Paul wird hier gewusst, gesammelt (darunter etliche edle Autographen und Erstausgaben) und mit legerem fränkischen Charme erklärt und präsentiert – wie jener Originalbrief an seine Ehefrau, den Eberhard Schmidt besonders schätzt: »Deine Nähe ist mir nöthig im einsiedlerischen Bayreuth, wo ich die Weihnachtstage blos in meinen Alltagshosen zugebracht.« Man muss erleben, wie der Jean-Paul-addict Schmidt den unendlichen Wissenshunger des genialisch-altklugen Pfarrerssohn nahebringen kann, wenn man über die Vitrinen mit seiner kargen stockfleckigen Kinderlektüre gebeugt steht: Robinson Crusoe, Comenius' Orbis Pictus, »Gespräche im Reich der Toten« – »jedes Buch ein frisches grünes Quellenplätzchen«



oben Die Waldschänke in Eckersdorf.



oben Der Verlauf des Jean Paul Wegs.



oben Der Felsengarten in Sanspareil - die letzte Station des Jean Paul Wegs.

und weil es so wenige gab, klebte und nähte sich das buchstabensüchtige Kind, das sich als »ein leeres durchsichtiges Geripplein ohne gelehrte Nahrung und Umleib« empfand, wenigstens aus Vaters alten Predigten eine eigene »Etui-Bibliothek« zusammen.

HEUTE LASSEN SICH von den Schmidt'schen Trouvaillen und Schätzen nicht nur Jean-Paul-ergebene Gegenwartsautoren wie Brigitte Kronauer und Eckhard Henscheid bewegen (ein »writer's writer« war der Dichter stets). Öfters schon kam Verfassungsgerichtspräsident Andreas Vosskuhle (»Was für ein Ort! Wieviel Herz und Begeisterung!«). Aber auch ahnungslose Neulinge und Kinder sind sehr willkommen – wie die Schülerin, die ins Gästebuch eintrug, sie sei »sehr ins-

birirt« und überlege sich nunmehr selbst ein Autorendasein. Eberhard Schmidt memoriert die langen Jean-Paul-Passagen, die er auswendig mit Aplomb vorzutragen pflegt, gern lauthals beim ländlichen Gassigehen mit Hündin Senta, und wenn er so, angetan mit seinen üblichen feuerroten Jeans, durchs felsige Saaletal zur wildromantischen Einkehr Fatigsmühle wandelt, ein würdiger Nachfahre Jean-Paul'scher Enthusiasten und Exzentriker, könnte man sich einen größeren Glücksfall von Erbhüter kaum vorstellen.

EBERHARD UND KARIN SCHMIDT waren es auch, die sich von Joditz aus die ersten Etappen des »Jean-Paul-Wegs« ausdachten, über Hof bis nach Schwarzenbach, den fleißigen Wandersleute heute fast 200 gewundene Kilometer bis nach Sanspareil westlich von Bayreuth nachpromenieren können. Nicht überall war der manische Fußgänger, die selbsternannte »Wanderratte« Jean Paul allerdings selbst per pedes zuwege. Seine elfstündigen Gewaltmärsche von Hof nach Bayreuth zum Beispiel schuldeten sich eher der bitteren Armut seiner jungen Jahre – die Kutsche war viel zu teuer – und verliefen nicht über reizvolle Fichtelgebirgsaussichtspunkte wie der touristisch konzipierte Pfad, sondern stracks auf der heute autobahnnahen und zersiedelten Direttissima über Münchenberg. Wer dem Weg aber folgt, trifft allenthalben auf ingenieus ausgewählte Texttafeln, 160 Stationen insgesamt – für die Weiterführung waren die Bayreuther Kulturmanagerin Karla Fohrbeck und der Germanist Frank Piontek, ebenfalls zwei Überzeugungs-Jean-Paulianer, zuständig. Nicht nur kurze aphoristische Appetithäppchen aus Jean Pauls Werken lassen sich hier im Freien studieren, sondern lange anspruchsvolle Passagen, vom Satirischen bis zum düster Visionären, vom Poetischen zum Lebensweisen, vom »Lob der Schlachtschüssel« bis zu »Drei Wegen, glücklicher zu werden.« Die telefonbuchs schweren Begleitbücher, in denen alle Stationstexte abgedruckt sind, eignen sich als Jean-Paul-Lesebücher für's Hotelzimmer – für den Rucksack eher weniger.

DICHTERWUT IM VOGTLÄNDER HOCHLAND

Töpen und Zedtwitz, im windumfauchten, kargen Vogtländer Hochland, schon fast in Thüringen, liegen nicht am Jean-Paul-Weg, obwohl diese Nester ebenso wichtige wie problematische Orte für den werdenden Dichter waren. Hier wurde er mit jenen Feudalherrschaften konfrontiert, auf welche die zeitweilig große Not leidende Pfarrersfamilie für's tägliche Brot angewiesen war. Im Zedtwitzer Landschloss (derzeit ein Altenheim), wo dem Vater gnädig ausgelesene Zeitungsbindel überlassen wurden, empfing die Patronatsherrin Freiin von Bodenhausen auch mal den kleinen Pastorensohn, »oben auf der Treppe, wo Paul, der sogleich hinaufschoss, nach der Hofordnung ihr Kleid erschnappte und diesem den Zeremonienkuß aufdrückte.« Und richtig niederdrückend müssen seine Jahre als Hofmeister, als herumgestoßener Hauslehrer im Gutshof zu Töpen, jetzt ein rosafarbenes schlosschenartiges Mietshaus, gewesen sein. Hier mag der »dürre Jüngling mit offener Brust und fliegendem Haar«, eine sehr schräge und rebellische Aufmachung zu Spitzenjabot- und Puder-



oben Hof Panorama.



oben Eremitage in Bayreuth.



oben Der Jean Paul Weg mit Texttafeln bei der Rollwenzlei, Jean Pauls Schreibrefugium in den letzten Jahren.

perückenzeiten, seine republikanische Gesinnung, den Hass auf das Potentatentum der deutschen Zwergstaaterie gelernt haben, Stoff für viele der bösen Satiren aus seiner »Essigfabrik« genannten frühen Schaffensphase, die ihm kaum einen Heller einbrachte.

LEIDEN UND SCHREIBEN IM »ABSCHUEULICHEN« HOF

Im »abscheulichen« Hof, »wo ich das Meiste gelitten, aber das Beste geschrieben«, war das Elend am krassesten. Man sieht es dem heutigen spitzweg-niedlichen Häuschen am Schlossplatz nicht an, durch welche Misere sich die Familie Richter nach dem Tod des Vaters zu kämpfen hatte. Eine einzige niedrige Stube gab es für die Mutter und ihre vier Söhne, die

auch noch von Tauben, Singvögel und den Familienhund bevölkert war, »es fehlte an allem, an Feuerholz, Kartoffeln, an Licht.« Die kränkelnde Mutter Rosina versuchte ihre Lieben mit Altkleidersammeln und Spinnen durchzubringen, während ihr Ältester, der die Pfarrerslaufbahn zu ihrem Entsetzen geschmissen hatte, in einer Ecke über seinem Tintenfass hockte und wie ein Besessener schrieb, Exzerpte, kurze Texte, Briefe, Entwürfe – ohne jede Resonanz, ohne jeden Erfolg zunächst, nur getrieben von der abgründigen Sicherheit, dass ein großer Schriftsteller in ihm steckte. Im modern verglasten »Jean-Paul-Café«, gleich um die Ecke, liest sich der Reisende fest im wunderbaren neuen Brief-Auswahlband des Hanser-Verlags – wenn Jean Paul sein Lebtage nichts geschrieben hätte als die grandiosen Freundesbriefe aus den armseligen »Hofer« Jahren, allein mit diesen Wunderwerken an Einfallsreichtum, Eloquenz, Gelehrsamkeit und Witz hätte er den Genienachweis schon erbracht. Aber der große Roman »Siebenkäs« entstand schließlich später auch in Hof.

DER DICHTERSTAR IN SCHWARZENBACH

In Schwarzenbach, zwölf Kilometer südlich, trug der junge Richter dann doch noch zum Familieneinkommen bei. Dort nämlich taten sich mehrere aufgeklärte Kleinstadt-Honoratioren zusammen und finanzierten dem Hungerleider die Schulmeisterstelle in einer erstaunlich liberalen privaten »Winkelschule« für ihren Nachwuchs. Die schäbige Eternit-Verplattung und die Plastik-Gänschen an den Fensterscheiben des ehemaligen Hölzelschen Palais' in einer stillen Gasse täuschen: Das Haus ist literaturgeschichtlich hochbedeutend. Nicht nur betrieb Jean Paul hier im Obergeschoss zwischen 1790 und 1794 sein kinderfreundliches Pennal, hier entstanden die ersten großen Werke, die ihn bald zum Dichterstar der Goethe-Ära machen sollten: »Das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wutz«, die großen Romane »Die unsichtbare Loge« und lange Partien des »Hesperus.« Im Haus des Handwerkerviertels befand sich eine lärmende Textilmanufaktur, trotzdem flogen ihm »100 000 000 000 Ideen« durch den Kopf. »Unter mir wird jetzt gespuhlet – neben mir gezwirnt – draußen gehämmert... unter mir kratzt die Maus, die mein Stubenbursch ist.« Schwarzenbach ist ein angenehm verwinkeltes Örtchen, und der alles andere als verpennte örtliche Kulturverein hat einen anregenden Jean-Paul-Stationenweg treppauf treppab angelegt. Außerdem hat er den schönsten Jean-Paul-Kalender dieses Jubiläumsjahrs herausgegeben: großformatig, sehr apart illustriert und mit den stilblütenartigen Erkenntnissen der damaligen Winkelschul-Eleven versehen: »Der Mensch gehört zum Steinobst, weil er innen Knochen hat« oder »Die Amerikaner und die Fossilien sind unter unseren Füßen.« Wie der buchstabensüchtige Jean Paul auf zigtausend Seiten alles exzerpiert, gesammelt, gehortet hat, was zu einem Baustein seiner manchmal fast verrückt verschachtelten und aufgetürmten Literaturgebäude werden konnte, so auch diese Schülersprüche des späten 18. Jahrhunderts: in seiner Erziehungslehre »Levana« (»ein Schulmeister muß spaßhaft sein!«) lässt sich die »Bonmots-Anthologie meiner Eleven« nachlesen.



oben Das Felsenlabyrinth in der Luisenburg.

LESEN UND AUGENWERFEN IN FAHRENBÜHL

Südlich von Schwarzenbach, im Kirchlamtzer Wald, wo Rektor Fälbel seine Schülertruppe endlos französische Aussprache und lateinisches Fluchen und Schimpfen üben ließ, kann man seinen Jean-Paul-Bücherrucksack in einem komfortablen und stimmungsvollen Quartier mit netter historischer Patina deponieren. In einer Lichtung an einer ruhigen Nebenstraße liegt das türmchengeschmückte »Jagdschlösschen Fahrenbühl«, mit Park, mit Pfauenschreien und lesefreundlichen Biedermeiersofas in den Stuben. Ein Waldteich zum Baden findet sich nahebei, und wer im Gegensatz zu Jean Paul, welcher darin sehr »unbehilflich« war, das Reiten schätzt, hat in den Gutsstallungen Gelegenheit. Von Fahrenbühl lassen sich einige landschaftlich besonders schöne Partien des Jean-Paul-Wegs erkunden: »Jetzt war es erforderlich, dass man die Augen vergnügt in der ganzen Gegend herumwarf«, wie es wiederum im »Fälbel« heißt.

WECKFLEISCH, GÄNSESÜLZ UND SÄUSACK IM GEPÄCK

Die Landschaft, die zwischen Hof und Schwarzenbach vorstädtisch verbaut und von Gewerbegebieten durchsetzt war, öffnet sich nun um Dörfer namens Völkenreuth, Hallerstein, Albrechtsreuth und den Förmitz-Stausee zu weiten, lichten Mittelgebirgs-panoramen. In den wohlbewahrten Örtchen Bauerngärtchen, verwitterte Bretterstadel und Staketenzäune, in Hallerstein gibt es sogar noch eine Dorfbäckerei, in Völkenreuth ein urfränkisches Landwirtshaus mit Weckfleisch, Gänsesülze, und Jean Pauls hochgeschätztem »Säusack«, hausgemachtem Pressack auf der Brotzeitkarte. Nicht viel anders kann das »Gasthaus zu den sieben Würsten« in Friedmannsdorf bei Gefrees ausgesehen haben, in dem der Dichter auf seinen Bayreuth-Märschen, »die Rocktaschen gebauscht von Papieren und Wäsche«, nachweislich Station zu machen pflegte.

OB ER JE DEN Großen Waldstein erklommen hat? Gipfelbesteigungen im Fichtelgebirge sind biografisch nicht bezeugt – Jean Pauls grandiose Landschafts-Apotheosen, all diese flammenden Abendrotszenen, die überirdisch gleißenden

und funkelnden Natur-Epiphanien in seinem Werk, sind nach Meinung der Literaturwissenschaftler visionäre Kopfgebilde, »phantastische Imaginationen eines rasch vorüberfliegenden Geistes.« Aber zwischen den Steinauftürmungen des Waldsteins, dieses wilden Granitbrockengipfels, mit der Burgruine des Roten Schlosses, dem altmodischen Pavillon auf dem höchsten Fernblickfelsen, fühlt man sich magisch in die Gestimmtheit seiner Literatur versetzt. Zu Recht hat man hier die Tafel mit dem Sonnenuntergangs-Hymnus aus der »Unsichtbaren Loge« plaziert, der eigentlich auf dem Schneeberg spielt – den aber würde Jean Paul mit seinen heutigen monströsen Bundeswehr-Aufbauten nicht wiedererkennen. Hoch auf Waldsteingipfel aber lässt sich in diese schon fast delirierende Naturvision hineinträumen: »so stehen alle Berge von der zerschmolzenen Goldstufe, der Sonne, überflossen da – Goldadern schwimmen auf den schwarzen Nacht-Schlacken, unter denen Städte und Täler übergossen liegen (...). Länder schlafen an Ländern und unbewegliche Wälder an Wäldern, und über der Schlafstätte der ruhenden Riesen spielt ein gaukelnder Nachtschmetterling und ein hüpfendes Licht...«

»RENN- UND WANDERJAHRE« UND SEHNSUCHT NACH »WONSIEDEL«

Johann Paul Friedrich Richter hat erklärtermaßen »die langen und fernen Fichtelgebirge« mehr geliebt als die Alpen, die »Tyrolerberge« (die er allerdings nur ein einziges Mal aus der Ferne erspähte). »Nur jene lassen meine Phantasie über die Berge und hinter die Berge ziehen und in der Nebelwelt auf ihren Nebelrücken eine neue Morgenwelt erbauen.« Nein, sehr weit und sehr lange hat er sich auch während seiner »Renn- und Wanderjahre« nie vom hufeisenförmigen Mittelgebirgszug um seine Geburtsstadt Wunsiedel fort bewegt, Berlin, Heidelberg, München waren die fernsten Ziele seiner Lebensreisen, alle höchstens von vorübergehendem Reiz. »Auf Wonsiedel« hingegen, so schrieb er in einem Brief, »freut sich lechzend mein Herz« – was dem heutigen Reisenden angesichts des etwas schmucklos-nüchternen, klassizistisch geprägten Städtchens dann doch etwas übertrieben inbrünstig erscheint. Hier aber ist er als »Johann Paulus Friederich Richter« 1763 im Taufbuch eingetragen, hier steht, stark verändert im Schatten der protestantischen Kirche, das Geburtshaus, in dem sich neuerdings die auf Betreiben des Ex-Landrats und eingeschworenen Jean-Paulianers Dr. Peter Seißer die diskret rekonstruierte Geburtsstube betrachten lässt. Ein streng und puristisch stilisierter Raum samt zeitgemäßen audiovisuellen Installationen, den Jean-Paul Freunde durch die Erinnerungsräume im überaus reichhaltigen und verwinkelten Fichtelgebirgsmuseum ergänzen sollten, wo vor allem die harschen Lebensumstände seiner vergangenen Ära sehr sinnlich und handgreiflich werden. Das Café im alten Klosterhof, der das Museumsareal bildet, ist ein angenehmer Leseort, zum Beispiel, um in der wunderbar hochamüsant lebensprallen Sammlung Eduard Berends von Jean-Paul-Augenzeugenberichten zu schmökern, bevor man sich nun gemächlich auf Bayreuth zuschlingelt, Schauplatz seiner letzten beiden Lebensdezenen von 1804 bis 1825.



oben Blick auf das Dorf Bischofsgrün.

LITERATURBETRIEB IN DER LUISENBURG

Der Jean-Paul-Weg windet sich von Wunsiedel durch die Fremdenverkehrs-Kernzone des Fichtelgebirges um Fichtelberg, Ochsenkopf, Bischofsgrün, eine Gegend, die das Auge mit ihren ausgefransten Tourismusorten, Liftanlagen, Parkplätzen weniger erfreut und mit des Dichters Vita und Werk auch weniger zu tun hat. Am Weg liegt das berühmte Felsenlabyrinth der Luisenburg, bei deren erfolgreichem Theaterfestival heuer ein Jean-Paul-Bühnenstück des experimentellen Oberpfälzer Autors Werner Fritsch zur Uraufführung gelangt. Vor allem aber verbindet sich die Luisenburg mit dem unrühmlichsten Werk aus Jean Pauls Feder. »Schlechteres hat er nie geschrieben«, so sein Biograf Helmut Pfotenhauer. Eine Art Weihedrama und Fürstenhuldigung nämlich, dem preußischen Königspaar zugedacht, mit dem Hintergedanken, solchermaßen eine »Präbende«, eine lebenslange Künstlerrente, einzustreichen. Das antikisierende Versopus »Wechselgesang der Oreaden und Najaden«, untermalt von dilettantischer Musik, kam dem befremdeten Monarchenpaar, das Jean Paul eigentlich verehrte, 1805 beim Luisenburg-Besuch zu Gehör: Die Hoheiten spürten wohl die Absicht und waren verstimmt – eine preußische Präbende wurde nie gewährt.

LANDSCHAFTSSELIGE WEGE UM SCHWEINSBACH UND ENTENMÜHLE

Nordwestlich von Bischofsgrün, im hellen, offenen Hangwiesenland um die Dörfer Wülfersreuth und Metzlersreuth, wird einem dann wieder ganz jean-paulisch landschaftsselig ums Gemüt. Endlos geht der Blick über grasgrüne Senken, Laubwaldränder, Bachtäler (und einige Windräder neuesten Datums) bis zum fernen Frankenwald, stahlblau der Himmel, »ungepudert von Nebeln«, tiefe Ruhe rundherum, die große »Sieste der Natur.« Doch hätten »Scho Baull« (so hört er sich auf fränkisch an), dem Liebhaber altfränkischer Deftigkeiten, wohl auch die versteckten Landgasthöfe dieses Winkels behagt: der Goldene Löwe zu Wülfersreuth, die Waldwirtschaft Schweinsbach, die Entenmühle unten im Ölschnittgrund, mit ihren Sauerbraten- oder Krenfleischgebirgen samt dem süffigen Dunkelbier der Region, ohne dessen Konsum in gewaltigen Mengen er bekanntlich nicht sein konnte.

»HAUS- UND WINKELSINN« IN BAYREUTH

Dass er anno 1804 aber nur der oberfränkischen Braukunst wegen in die angestammten Lande zurückkehrte, dürfte eher eine Legende sein. Die Stadt Bayreuth war sein Wunschrefugium – nach Jahren des verblüffenden Modeautoren-Erfolgs in der Grande Monde, an diversen Fürstenhöfen, in den literarischen Zentren von Weimar, Leipzig, Berlin, nach diversen schwärmerisch-exaltierten, aber wohl sehr keuschen Romanzen mit gebildeten Adelsdamen. Nun hatte er spät geheiratet, ein junges »Mädgen« nach seinem Herzen, intelligent und ergeben, und mit Frau Karoline, mit zwei, bald drei Kindern und seinem »Schooßspitz« beehrte der 41-jährige Jean Paul, in Bayreuth seinem »Haus- und Winkelsinn« zu frönen. Bayreuth in seiner Mischung aus kleinstädtischer Überschaubarkeit und dem etwas angestaubten Rokokoprunk der vergangenen Markgrafenära schien ihm der passende Ort, sich zu »fixieren«, die Arbeitsruhe zu finden, wo »ich einsam-selig wieder mit Tinte mich ans geliebte Papier anklebe.«

»DER WAHRE MEISTER VON BAYREUTH«

Im Bayreuth des Jubiläumsjahres wehen überall Fahnen mit seinem Porträt, gleich neben den Flaggen zu Richard Wagners 200. Geburtstag. Zum Glück hat nicht nur dieser überdominante zweite Bayreuth-Zuzügler die ansehnliche Stadt geprägt – Festspielscheune und Wahnfried, ohnehin derzeit hässliche Baustellen, kann man auch mal beiseite lassen, dem Beispiel von Theodor Heuss und Alfred Kerr folgend, denen Jean Paul »der wahre Meister von Bayreuth« war. Das reizvoll strenge spätbarock-klassizistische Altstadtbild scheint jedenfalls weit mehr die Jean-Paulsche Ära zu spiegeln als die ganze nachfolgende Wagnerei. Es macht großes Vergnügen, dem mit Lesetafeln besonders reichlich dokumentierten Dichter-Rundweg durch den Stadtkern zu folgen, vom palaisartigen ersten Wohnsitz an der Maxstraße in die Markgrafenbuchhandlung mit ihren reichhaltigen Jean-Paul-Beständen, die Schlosstreppen hinauf zur säulenverzierten ehemaligen »Harmonie«, seinem frequentierten Zeitungslektüre- und Debattierclub, durch die Kanzleistraße mit seiner Leihbibliothek, in die verschattete Stille des Rokoko-Hofgartens mit seinen Bassins und Bosketten. Und dazwischen in einer der urigen Bräustuben, beim Wolffenzacher, beim Schinnerer oder Mannsbräu, ein Braunbiereglas in memoriam zu leeren.

EIN SCHMERBÄUCHIGER HERR IN RUTSCHENDEN STRÜMPFEN

»Wanderratte« blieb Jean Paul auch in Bayreuth, achtmal ist die Familie in der Stadt umgezogen. Bald nämlich machten sich Unruhe und Unzufriedenheit breit, mit provinzieller Enge und Borniertheit, mit stagnierender literarischer Resonanz auf seine überbordenden, mäandernden Romane »Titan« und »Flegeljahre«, nur die zuverlässigen Bayreuther Freunde Emanuel Osmund und Christian Otto boten Anregung und Austausch. Der Ehestand erwies sich zunehmend als schwierig, das einander eigentlich zugetane Paar lag häufig



oben Jean Pauls Wohnhaus in der Friedrichstraße 5 in Bayreuth.



oben Jean Pauls Grabstätte in Bayreuth.

in heftigem Streit. Karoline fühlte sich vernachlässigt, missachtet als »wärmender Hausüberrock«, den konzentrationsbedürftigen Schriftsteller, der aber auch ein rührend unkonventioneller und liebevoll-verspielter Vater war, machte auf Dauer der Familienalltag nervös. »Mein Leben ist jetzt ein miserables und horribiles... an mir wird zu sehr gearbeitet, folglich nicht von mir.«

Die Friedrichstraße, in der die Familie Richter viele Jahre logierte, ist vielleicht einer der schönsten städtischen Straßenzüge Bayerns. In Potsdam könnte sie auch liegen, mit ihrem wunderbar einheitlichen, preußisch-klaren Markgrafenbarock, der schnurgeraden, repräsentativen Paradestraßen-Anmutung. Man steht vor der dunklen Sandsteinfassade des Bürgerhauses Nummer 5 und versucht sich die Richter'sche Menage im zweiten Stock vorzustellen, die seinerzeit viele Besucher, die dem berühmten Dichter ehrerbietig ihre Aufmerksamkeit machen wollten, in Verwirrung stürzte. Einen vergeistigten Heros hatten sie erwartet, und da »watschelte« ihnen ein jovialer schmerzbäuchiger Herr entgegen, »bausbakig« und in rutschenden Strümpfen, »weiten Nanking-Beinkleidern« und ziemlich speckigem »Flausrock« – manchmal mit einem Eichhörnchen auf der Schulter, von dem er versicherte, es beiße und pisse nicht.

EICHHÖRCHEN AUF DER SCHULTER, FLIEGEN IM VOGELBAUER

Am schlimmsten aber waren die Brummfliegen! Jean Paul war vernarrt in alles Getier – neben Eichhörnchen tummelten sich Pudel, Spitze, Schildkröten, Dohlen und Wetterfrösche in der wohl ohnehin recht chaotischen, mit Papier, Nusschalen, Vogelsamen überhäuften Schreibstube des »Möbeln-Verächters.« Die fetten Fliegen der Gattung *musca vomitoria*, die er eigentlich als Nahrung für seine Wetterfrösche brauchte (meteorologische Voraussagen, bei denen er häufig falsch lag, waren seine späte Leidenschaft), hielt er massenhaft in einem mit Gaze verkleideten Vogelbauer, gönnte ihnen aber, da er auch Mitleid mit der Insektenwelt hatte, gelegentlich freies Krabbeln an den sonnenwarmen Fensterscheiben. Ein Donnerwetter kam über die Hilfskraft, welche die Brummer für Ungeziefer hielt und sie in guter Absicht zermatschte. Der Garten neben dem »Schwabacher'schen Haus«, den Jean

Paul liebte, ist verschlossen, existiert aber noch fast wie damals, mit dem Kornelkirschbaum, in dessen Schatten er arbeitete, mit dem steinernen Brunnentrog, den er als Hundebad für Spitz »Alert« oder Pudel »Ponto« benützte. Es ist ein Jammer, denkt sich der heutige Besucher, dass nicht in dieser so authentisch erhaltene Dichter-Wohnstätte das Jean-Paul-Museum der Stadt Bayreuth eingerichtet wurde, wozu es Gelegenheit gegeben hätte. In dieser Straße, die mit ihrer Architektur, mit dem imposanten Denkmal, auch mit ihren Biergärten und Wirtschaften, so jean-paulisch ist – sogar die Bäckerei Lang um die Ecke stammt noch aus seinen Tagen und verkauft seine Lieblingsbackwaren Pfeffernüßla und Spritzkuchen bis heute! Dass man die sehr besuchenswerte Jean-Paul-Sammlung, die gerade einfallsreich neu konzipiert wurde, stattdessen ohne Not in der neoklassizistischen Villa von Richard Wagners Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain belassen hat, einem rassistischen und chauvinistischen Vordenker Hitlers, darüber schütteln so manche Bayreuther Jeanpaulianer fassungslos den Kopf: »Im Grabe hätte er sich umgedreht...!«

SUCHTPROBLEM UND ARBEITSWUT

Physiognomisch glich der geniale Wortarbeiter immer mehr einem »Bierbrauer« so verwunderten sich seinerzeit pikirierte Besucher. Er werde allmählich so dick, merkte Jean Paul einmal selbstironisch an, dass er jedes Jahr ein Pferd mehr an der Kutsche brauche. Noch immer konnte er, Korpulenz und Haarausfall und gelegentlichen alkoholisierten Ausfällen zum Trotz, mit seiner Güte und Liebenswürdigkeit, seiner strömenden Unterhaltungsgabe, offenbar ein Damenschwarm sein. Aber sein hemmungsloser Umgang mit Rauschmitteln, mit Unmengen von Bier, Bordeauxwein, Arrak und dem opiumhaltigen Laudanum, den er in großer Selbsttäuschung unter Kontrolle zu haben vermeinte (»Treibmittel des Gehirns« nannte er seine Drogen), irritierte auch die Bewunderer. »Richter ist herzdrückend herab«, schrieb die hochgescheite Stuttgarter Autorin und Journalistin Therese Huber in einem Brief, »...von Früh bis Abend vom Trunke gespannt... Da seine Flasche leer ist, wird seine Stirn röter und um zwei Uhr ist sie violett.« Solche Kritteleien haben immer wieder wütende Verteidiger Jean Pauls, meist Schriftstellerkollegen, auf den Plan gerufen: Wäre er ein verkommener Trinker gewesen, hätte

»dieses geysirhaft sprudelnde Großhirn« so eine gewaltige Lebensleistung, diesen »Mangrovensumpf« phantastischen Einfallsreichtums hervorbringen können? Unfasslich war seine Arbeitswut, hochbedeutende Werke entstanden noch in den Bayreuther Jahren, trotz physischen Verfalls und rapider vorzeitiger Alterung – Jean Paul wurde ja nur 62 Jahre alt: Philosophisch-theoretisches wie die »Levana« und die »Vorschule der Ästhetik«, der letzte Band des Hauptwerks »Flegeljahre«, satirische Preziosen wie »Doktor Katzenbergers Badereise« oder »Das Leben Fibels«, die unvollendete »Selberlebensbeschreibung« und der ebenfalls Fragment gebliebene besonders grandios-bizarre späte Roman »Der Komet.«

VIELLEICHT HAT IHN über etliche Jahre doch noch bei Kräften gehalten, dass er weiterhin unermüdlich zu Fuß ging, Spitz oder Pudel allzeit beiseite. Er liebte die mildere offenere Hügellandschaft um Bayreuth und besonders die herrlichen Parklandschaften der markgräflichen Landschlösser Eremitage und Fantaisie, die mit ihrer Mischung aus formell inszenierten Rokokostaffagen und empfindsamen naturnahen Grotten, Schluchten, Teichen, Waldpartien immer noch zu den schönsten Parks Mitteleuropas zählen. Im Romanwerk »Siebenkäs« hat Jean Paul diese kunstvollen arkadischen Szenarien vor allem verewigt, als »grünende Lustlager«, als »Himmel vor Bayreuth«, als »artistisches Rosen- und Blütental.«

SCHREIBZUFLUCHT MIT BELLEVUE UND BIER

Jean Pauls Hauptzuflucht aber erreicht man über die heute mäßig attraktive, vorstädtisch verbaute Königsallee, die er nahezu täglich zur Rollwenzelin hinauswanderte, eine abgegriffenene Jagdtasche mit Papieren quer über den Bauch gehängt, eine oder zwei Bouteillen Rotspan in den Rocktaschen. Die mit ihm berühmt gewordene, stets in eine Spitzenhaube gekleidete Wirtin des bescheidenen »Traiteurhauses« Rollwenzlei, nahe der Eremitage gelegen, bot ihm über Jahre tagtäglich das immer gleiche Ritual: ein stilles Arbeitsstübchen im Obergeschoss zum Arbeiten, Berge seiner hochgeschätzten Pellkartoffeln und humpenweise braunes, bitteres Bier, ohne Mäkelei. Wunderbar erhalten ist die kleine Rollwenzlei, ein unauffälliges Krüppeldach-Häuschen mit Vorgebel unter denselben hohen Kastanien, die schon zu Jean Pauls Tagen standen. Dass sie so wohlbewahrt auf unsere Tage zu gekommen, ist wiederum einer ganzen Familie glühender Jean-Paulianer zu verdanken. Unten im Häuschen wohnt gutbürgerlich Familie Sommer, der Rest ist seit Generationen unermüdlich privat betreuter, jedem Besucher mit Temperament und Liebe präsentierter Gedenkort – 50 000 Einträge stehen in den gehüteten Gästebüchern. 1876 hat der Urgroßvater der jetzigen Besitzerin Gertrud Sommer, Friedrich Justinus, die Rollwenzlei mit allem Inventar gekauft. Das Oberstübchen, Jean Pauls tägliches Refugium, diente als Bierlager, und im Speicher fanden sich gestapelt die originalen Möbel, die er jahrelang benutzt hatte: das grüngrau bezogene Kanapee, die hochlehnigen Stühle, der derbe Holztisch, die Schubladen voller Aufzeichnungen von seiner Hand. Nach einem farbigen Stich richtete Justinus das Zimmer wieder ein – und

bis heute ist dieser vollkommen schlichte Raum der wohl echtesten und intimsten Erinnerungsort an den Dichter. Sogar der Ausblick in die mild gewellte Hügellandschaft zum Fichtelgebirge hin, an dem sein Herz hing, ist noch ganz unverbaut. Auf dem Tisch steht ein Glas mit einem eingetrockneten Rest seiner selbstfabrizierten »Dinte.« Dieses Möbel muss ganz nach seinem Gusto gewesen sein, stets wünschte er sich »einen elenden, alten Schreib- und Schmiertisch, keinen verfluchten zarten Sekretär von Mahagoni.« Wie groß ist diese ver nutzte Tischplatte, nicht einmal einen Quadratmeter? Nein, viel, viel größer, weltallgroß: »Mein Schreibtisch ist neun-einhalb Millionen Quadratmeilen breit«, schrieb Jean Paul einmal in einem Brief. Und nirgendwo wie vor dem anrührenden Schreibplatz in der Rollwenzlei lässt sich das Glück des Schriftsteller so nachvollziehen, wie er es in einem Jugendbrief an den Freund Christian Otto pries: Das Schicksal müsse gesagt oder gedacht haben »wir wollen ein ausserordentlich närrisches Wesen backen, das schon dadurch ein Trommetenfest (...) Honigmonate und Flitterwochen und alles hat, wenn es nur neben einem Dintefas, neben einem Bund Federn aus Hamburg und neben Wunderlich's Papier sitzt.«

Renate Just

arbeitet als freie Journalistin, gegenwärtig vor allem für »Die Zeit«. Die Ernst-Hoferichter-Preisträgerin hat einige Bücher veröffentlicht, vor allem die mehrbändige Reihe der regionalen »Reise(ver)führer« (SZ) »Krumme Touren – Reisen in die Nähe«.

Pünktlich zum Jubiläumsjahr 2013 wurde der 200 km lange Jean-Paul-Weg vollendet – eine biografische Linie von »Jean Pauls Orten« in Oberfranken verbindet nun die Landkreise Hof, Wunsiedel, Bayreuth und Kulmbach samt Städten und Gemeinden am Weg. Ermöglicht wurde der Weg durch eine enorme Kooperation von 4 Landkreisen, 22 Gemeinden, 2 Naturparks, vielen Wegwarten und Wegpaten, Bauhöfen und Rathäusern, Sparkassen, Archiven, Museen und unzähligen engagierten Mitgliedern der wachsenden Jean-Paul-Familie in der Region. Die Koordination lag bei den Regionalmanagements, dem Naturpark Fichtelgebirge und der Agentur KulturPartner in Bayreuth, wobei Dr. Karla Fohrbeck, frühere Kulturreferentin von Nürnberg, als »Muse im Netz« die Gesamtkoordination inne hatte. Unter www.jeanpaul-oberfranken.de finden sich auch die Bücher zum Jean-Paul-Weg »Jean Paul in Oberfranken« und »Jean Paul in & um Bayreuth – Ein literarischer Spaziergehfürer« zum Durchblättern. Unter www.literaturportal-bayern.de wird der Weg bald virtuell begehbar sein, der von der NÜRNBERGER Versicherungsgruppe, der Oberfrankenstiftung, dem Bezirk Oberfranken und dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst aus dem Kulturfonds Bayern gefördert wurde. Die Bayerische Staatsbibliothek bereitet, gefördert von der Bayerischen Sparkassenstiftung, derzeit eine APP zum Weg vor.

Dr. Karla Fohrbeck

UNSER DORF SOLL SCHÖNER WERDEN
DAS MÜNCHNER KREISVERWALTUNGS-
REFERAT KÄMPFT UM DIE ÄSTHETI-
SCHE OPTIMIERUNG DER LANDES-
HAUPTSTADT.



Beachte: Die Toilette befindet sich **vor** dem
Residenzeingang.



Würstlbude?



Der Hamburger Fischmarkt auf dem Wittels-
bacherplatz. Das Kunstobjekt befindet sich links.



Beitrag des Kulturreferats, umzingelt vom
Kreisverwaltungsreferat. **Toni Schmid**



Arnold Stadler

DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA RUSSISCHE GÄSTE UNTERM REGENSCHIRM

Liebe Leserin, lieber Leser,

Deutschland war Papst und Fußball, in Bamberg sind wir Basketball und Russland – wenn man's so allgemein halten will. Die Villa Concordia hat Mitte Mai eine Willkommensrunde veranstaltet und vor viel Publikum die neuen Jahresgäste begrüßt. Damit ist es offiziell, unser „russisches Jahr“! Bis auf einen Stipendiaten der Bildenden Kunst, der erst in einem Monat anreisen kann, sind wir vollzählig und recht fröhlich miteinander. Beständig müssen wir unseren russischen Gästen versichern, dass die Witterung nicht normal ist für diese Jahreszeit. Irgendwie schmerzt das. All das Wasser wäscht einem den Mitt-Jahresmut beinahe aus den Mundwinkeln. Und sieht man die haarsträubenden Berichte über die Überschwemmungskatastrophen wird alles Weh und Ach über Dächer, in die es hineinregnet (!), mikroskopisch klein. Von Bamberg aus denken wir fest an alle im Süden, Osten und Norden, die von den Wassermassen bedroht waren, jetzt einen Neuanfang wagen müssen und die noch so viel länger von allem betroffen sind, als die Medien es beleuchten. – Wasser und Gewinner... sind die Motti von Mai über Juni bis in den Juli. Das Künstlerhaus ist stolz, trotz seiner Jugend (bei 15 Jahren kann man schwerlich von Alter sprechen ;-) bereits auf eine Nobelpreisträgerin, einen Turner-Preis-Nominierten und seit dem 3. Juni auf zwei Georg-Büchner-Preisträger unter den Stipendiatinnen und Stipendiaten verweisen zu können: Sibylle Lewitscharoff, Stipendiatin der Literatur im Jahrgang 2011/12, ist die frischgebackene Ausge-

zeichnete. Auf unseren Glückwunsch hat sie mit einer übergelücklichen, immer noch für-bass-erstaunten E-Mail geantwortet. Sie und Arnold Stadler (Stipendiat 2004/05) wurden mit dem Preis in die Tradition der Wegbereiter deutscher Literatur gestellt, ganz dem Genie des Namensvetters Georg Büchner verschrieben. Beide lasen just im Juni bei uns, also Stadler und Lewitscharoff...

Wen unser Programm interessiert, der kann gerne unseren Newsletter anfordern, der ihn und sie informiert, wann, was mit Stipendiaten der Gegenwart und Vergangenheit in unserem Hause geschieht. Da kann man staunen, was ein so steiniges Gemäuer an Lebendigkeiten für jedermann/-frau zu bieten hat! Einfach eine Email an: presse@villa-concordia.de

Machen Sie's gut und bleiben Sie trocken, Ihre

Nora-E. Gomringer

Nora-Eugenie Gomringer lebt
als Direktorin des Inter-
nationalen Künstlerhauses Villa
Concordia in Bamberg.

IMPRESSUM

© Copyright:
**Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst**
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299
Titelbild: privat

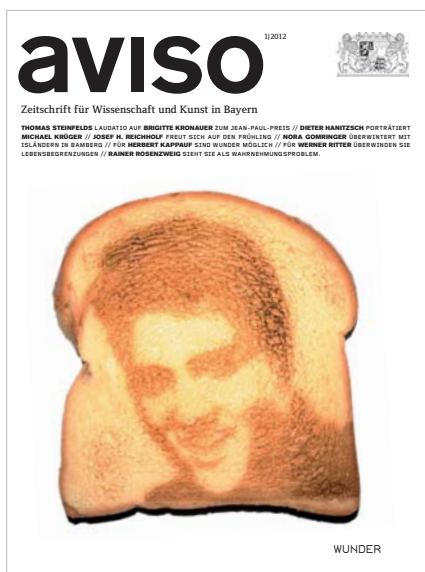
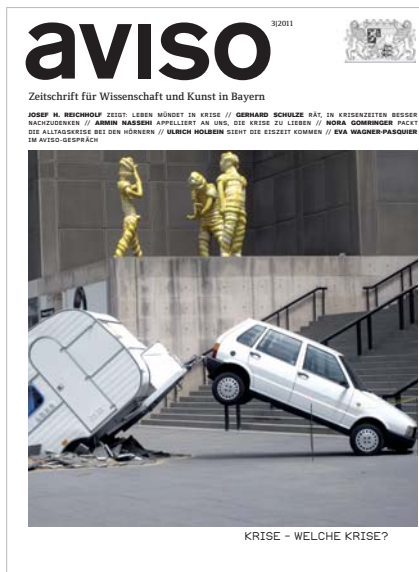
Redaktion:
Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoghue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Gestaltung:
Engel und Wachs GbR Mediengestaltung
Provinzstrasse 22 | 86153 Augsburg
www.engel-wachs.de

Gesamtherstellung:
Bonifatius GmbH | Druck-Buch-Verlag
Karl-Schurz-Str. 26 | 33100 Paderborn
www.bonifatius.de





aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter <http://www.stmwfk.bayern.de/Mediathek/Aviso.aspx>
Hefte früherer Ausgaben können über das Broschürenportal der Bayerischen Staatsregierung bestellt werden:
<http://www.verwaltung.bayern.de/portal/by/ServiceCenter/Broschueren> bestellen

